This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E167
E59
1871

STANFORD
LIBRARIES

Eine

Reise vom Mittelrhein

(Mainz)

über

Cöln, Paris und Havre

nach den

nordamerikanischen Freistaaten,

beziehungsweise nach

New-Orleans.

Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen ꝛc. Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt, in **New-Orleans** insbesondere und Rückreise über **Bremen.**

gemacht und beschrieben

von

Dr. **Franz Joseph Ennemoser.**

Sechszehnte durchgesehene und mit einem Anhange vermehrte Auflage.

Wien.
Selbstverlag des Verfassers,
Wieden, Kettenbrückengasse Nr. 4.
1871.

185
1605
19 = 12,5
No 116

Eine

Reise vom Mittelrhein

(Mainz)

über

Cöln, Paris und Havre

nach den

nordamerikanischen Freistaaten,

beziehungsweise nach

New-Orleans.

Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen ꝛc. Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt, in **New-Orleans** insbesondere und Rückreise über **Bremen**,

gemacht und beschrieben

von

Dr. **Franz Joseph Ennemoser.**

Sechszehnte durchgesehene und mit einem Anhange vermehrte Auflage.

Wien.
Selbstverlag des Verfassers,
Wieden, Kettenbrückengasse Nr. 4.
1871.

E167
E59
1871

Druck von C. Jasper in Wien.

Vorrede zur ersten Auflage.

Ich schicke die vorliegende Schrift in der Absicht in die Welt, jenen, welche sich Kenntniß in Betreff des Wohles und Wehes der Auswandernden wie amerikanischer Verhältnisse verschaffen wollen, ein anschauliches Bild der Leiden und Freuden einer solchen Reise ꝛc. vor die Augen zu führen. Ich huldige nicht der Ansicht, als hätten das nicht auch schon Andere vor mir gethan, oder als glaubte ich, vielleicht ganz Neues mitgetheilt zu haben. Das nicht. Aber dennoch wird einem aufmerksam Reisenden nur zu klar, mit welch' verkehrten, oft selbst überspannten Ansichten fast die Meisten eine solche Reise antreten und wie sehr es an durchgreifender Kenntniß auf diesem Felde noch Noth thut. Auch die Maßnahmen der einzelnen Regierungen zeigen sich in gar zu vieler Hinsicht als unzureichende, so gut sie auch gemeint sein mögen. Da aber die Auswanderung einmal besteht, so bleibt nichts Anderes übrig, als aufzuklären und zu belehren, und das ist es, was ich als Verfasser beabsichtige und was zu unterstützen ich die verehrten Leser bitte. Sollte ich nichts weiter erreichen, als den Einen oder Andern, der auswandern will, zum Nachdenken anzuregen, ihn gar von diesem Entschlusse abzubringen und zu erneuter Thätigkeit in der Heimat zu bewegen, statt fern von derselben vielleicht bald in Kummer und Elend zu vergehen, so würde ich nicht umsonst geschrieben haben

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die vorliegende Schrift hat sich bis jetzt eines Beifalls zu erfreuen gehabt, den sie kaum erwarten durfte. Möchte, was ich so sehr wünsche, so mancher thätige Kopf, so manche rüstige Hand, so manches klingende Kapital dem heimischen Vaterlande erhalten bleiben, statt daß es, wie bisher leider gar zu oft, schon nach wenigen Monaten, wohl für die Heimat auf immer verloren ist. Möchten die verehrten Leser mit dahin wirken, daß den häufig nur zu sehr übertriebenen und lügenhaften Berichten bereits Vorangegangener nicht so unbedingt Glauben beigemessen würde. Zu spät gehen Vielen die Augen auf.

Vorrede zur dritten und vierten Auflage.

Der Erfolg meines schwachen Bemühens war bis jetzt anscheinend ein segensvoller. Die amerikanischen Verhältnisse der Neuzeit bestätigen das, was ich ohne Uebertreibung den Lesern vorgeführt habe. — Käme es darauf an, zu rühmen, so ließe sich gar Manches sagen; doch in ruhiger Bescheidenheit mag diese Schrift das Ihrige zur Belehrung der Menschen auf diesem Gebiete beitragen.

Vorrede zur fünften, sechsten und siebenten Auflage.

Dem Verfasser der vorliegenden Schrift gereicht es zur besonderen Freude, daß dieselbe seit der wenigen Jahre ihres Erscheinens einen so bedeutend großen Leserkreis gewonnen hat. Jedenfalls muß er des Guten und Lehrreichen gar Manches vorgebracht haben. Sein Bemühen ist ein schwieriges und großes; den größten Lohn findet er indeß darin, ein Schärflein zum Wohle seiner Mitmenschen beitragen zu können.

Noch ausdrücklich sieht er sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß das Buch sowohl für solche berechnet ist, die etwa eine Reise nach Amerika machen wollen, wie auch für jene, denen daran gelegen ist, sich eine wahrheitsgetreue Belehrung über eine Reise dahin und über amerikanische Verhältnisse zu verschaffen.

Vorrede zur achten, neunten und zehnten Auflage.

In Süd- wie in Norddeutschland, in der Schweiz, in den österreichischen Kronländern ꝛc., fand die vorliegende Schrift zahlreiche Verbreitung. Kenner der Verhältnisse und Freunde belehrender Volksschriften, hohe wie niedere, munterten den Verfasser auf, in seinem Streben nicht zu ermüden. Und so tritt er denn getrosten Muthes mit dieser neuen Auflage vor die Leser, um auf diesem Gebiete so segenbringend zu wirken, als es ihm Zeit und Kräfte gestatten. Hat er ja aus dem Leben für das Leben geschrieben!

Vorrede zur elften, zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Auflage.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß ich auch den neuesten Verhältnissen, soweit es möglich war, Rechnung getragen habe. Die Auswanderung hat wieder viele Schichten der Gesellschaft ergriffen, trotzdem viele Klagen einlaufen. Möchte auch nicht Ein Mensch diese große Reise antreten, bevor er sich gründlich über das belehrt hat, was zu wissen ihm so nothwendig ist. Möchte sich auch die Zahl jener Leser immer vergrößern, welche nicht nach Amerika reisen, sondern denen es um eine wahrheitsgetreue Belehrung wirklich Ernst ist. Dazu beizutragen, ist das Streben des Verfassers. — Auch in Oesterreichs Kronländern fand das Buch eine recht freundliche Aufnahme und wird sich der Leserkreis hoffentlich immer mehr vergrößern. Erfreuliche Früchte könnten schon vielfältige angeführt werden. Also in Gottes Namen fortgewirkt zum Wohle der Menschheit! — Menschenfreunde werden ersucht, dem Verfasser in seinem Bemühen beizustehen.

Wien, im Jahre 1871.

Dr. Ennemoser.

Einleitung.

Die Auswanderung aus Europa, vorzugsweise aus Deutschland, der Schweiz, Oesterreich ꝛc. ꝛc. ist eine Thatsache, und tritt jetzt wieder vielfach massenhaft zum Vorschein, weil die Nachrichten Anderer mitunter günstig lauteten. Ob die noch immer nicht glänzenden Geldverhältnisse und die mit denselben in Verbindung stehende Unsicherheit, Arbeitslosigkeit ꝛc., die Leute mehr zum Ueberlegen bringen werden, muß die Folge lehren, obgleich viele trotz allen Abrathens sich nicht hindern lassen werden, rasch, vielleicht zu ihrem Verderben, den Versuch zu wagen, wie die Auswanderungen nach Brasilien, Südamerika und in den Westen der Vereinigten Staaten ꝛc. beweisen. Jetzt, wo der unselige Bruderkrieg, der den amerikanischen Boden vielfach mit Blut getränkt hat, zu Ende ist, ist die Auswanderungslust neu erwacht, weil von drüben alle Saiten angespannt werden, Leute und Capitalien heranzuziehen. Die übertriebensten Nachrichten werden verbreitet und finden Glauben. So leicht ist der Sinn unerfahrener Leute zu lenken! Zur Begründung anderer Ansichten hat es trotz vieler Mühen nicht den Schein, zumal auch die europäischen Verhältnisse zu sehr schwanken. — Auch mich trieben der Gründe gar viele an, einmal eine Reise in die neue Welt zu wagen und die Verhältnisse jenseits des Oceans mit eigenen Augen anzusehen. Die Großh. Hess. Regierung bewilligte mir einen längeren Urlaub. Ich trat die Reise an, erreichte glücklich Amerika, lebte dort längere Zeit und kehrte an die Ufer des Vaters Rhein wieder zurück. Ich will nun das Ergebniß meiner Erfahrungen zur Belehrung und Beherzigung Anderer in den folgenden Blättern kurz niederlegen. — Was aber kann mich veranlassen, die Feder zu ergreifen? — Die Liebe zur Menschheit, die mich bisher trotz aller Stürme*) meines vielbewegten Lebens leitete, und so Gott will, bis zu meinem Lebensabende leiten wird, sie ist

*) Gar vielen Freunden sind sie theilweise bekannt, das größere Publikum erfährt sie vielleicht später, gibt Gott Kraft und Muße, in einer besondern Schrift.

die vorzüglichste Veranlassung. Ich möchte Allen, denen daran liegt, ein möglichst treues Bild der Leiden und Freuden einer Reise nach Amerika und amerikanischer Verhältnisse vorführen; ich möchte dem Leser zeigen, was in jenem Lande des Auswanderers harret; ich möchte ihn überhaupt so weit bringen, sich selbst eine solche Belehrung zu verschaffen, als hätte er die Reise persönlich ausgeführt und in Amerika gelebt: ich möchte aufklären, belehren und — warnen.

Du, holde Wahrheit, der ich in meinem bisherigen Leben trotz Trübsal und Leiden aus vollster Ueberzeugung zu huldigen mich bemüht habe, sei du auch jetzt mein leitender Stern; stehe mir schützend zur Seite, damit jede Unwahrheit, jede Uebertreibung, in gutem wie in bösem Sinne, fern von mir bleibe!

Und Du, geneigter Leser, lies mit Aufmerksamkeit, was ich Dir ohne Schminke nach meinem Tagebuche vorführe, damit auch Du Dich belehren, und Andern, welche des Raths bedürfen, als schützender Engel zur Seite zu stehen fähig bist. — Kurz ist das Leben und nur der hat ein würdiges Leben gelebt, der seine Kräfte im edelsten Sinne zu seinem und seiner Nebenmenschen Besten benutzt hat. — Daß mir dieses auch gelingen möchte! —

Um das Bild recht anschaulich zu machen, um in einem möglichst kleinen Rahmen dennoch ein möglichst vollständiges Etwas zu liefern, will ich den Inhalt folgender Ueberschriften auseinanderzusetzen mich bemühen:

Erster Theil.

§. 1. Ueber die Veranlassung der Auswanderung aus Deutschland, der Schweiz und Oesterreichs Kronländern;

§. 2. über die Vorbereitung zur Auswanderung;

§. 3. über die Reise aus Deutschland (vom Mittelrhein) bis nach Havre;

§. 4. über den Aufenthalt in Havre;

§. 5. über die Einrichtung unseres Packetboots John C. Calhoun (spr. Cälluhn);

§. 6. über die an Bord sich befindende und nach Amerika reisende Menschenmenge;

§. 7. über die Mannschaft, welche zu unserem Schiffe gehörte;

§. 8. über die Reise von Havre nach New-Orleans;

§. 9. eine Hochzeit auf dem John C. Calhoun;

§. 10. Fortsetzung der Reise von Havre nach New-Orleans;

§. 11. über die Ankunft in New-Orleans und das, was diese Stadt und das Treiben in derselben angeht.

Zweiter Theil.

§. 1. Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen, gesellschaftlichen ꝛc. Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt und in New-Orleans insbesondere.

§. 2. Bemerkungen über Landungsplätze.

§. 3. Rückreise über Bremen.

§. 4. Schlußbemerkung.

Hieran schließt sich ein Anhang, welcher mehrere Erzählungen aus dem amerikanischen für das deutsche Leben enthält; wenn man will, sogenannte Bilder aus dem Leben für das Leben.

Erster Theil.

§. 1.

Ueber die Veranlassung der Auswanderung aus Deutschland, der Schweiz und Oesterreichs Kronländern.

Soll dem Leser Manches in den folgenden Blättern klar werden, so ist nothwendig, mit ihm einen Blick auf die veranlassenden Ursachen zur Auswanderung zu werfen, zumal dieselben nicht überall, zu allen Zeiten und bei jedem Einzelnen dieselben sind. Folgende dürfen in Kürze die hervorragendsten und gewöhnlichsten sein.

Es gibt Leute, welche, trotzdem sie Gelegenheit zu einer guten Erziehung und zu einer zweckmäßigen Ausbildung haben oder doch haben könnten, diese in ihrer Jugend vernachlässigen, wegen Geiz ihrer Eltern vielleicht vernachlässigen mußten,

so heranwuchsen, und nun, reifer an Jahren geworden, nicht im Stande sind, ihren Unterhalt zu erwerben, darum mit Gott und der Welt schmollen, mit allen Verhältnissen unzufrieden sind, überall tadeln, weil, nach ihrer eingebildeten Weisheit, alles anders, alles besser sein könnte. In dem gelobten Lande jenseits des Oceans hoffen sie ohne große Anstrengung eine erwünschte Rolle spielen und auf eine leichte Weise reiche Leute werden zu können. — Das Vaterland verliert an ihnen nichts und sollte wünschen, alle, welche zu diesen gehören, so rasch wie möglich los zu werden. Jenseits der Meere, wenn nicht schon früher, werden ihre golden geträumten Berge sicher in Nebel aufgehen. Ob mit Unrecht?!

Andere haben etwas gelernt, wollen auch wohl arbeiten, aber ihre Verdienste reichen mit ihren Anforderungen an Aufwand, an Genüsse des Lebens ꝛc. nicht aus. Weil sie geschickt zu sein wähnen, so bilden sie sich ein, es müsse sich ihnen, ganz nach ihrem Wunsche, auch die Gelegenheit zu recht großem Verdienste von selbst darbieten; sie hätten nicht nöthig, sich viel nach demselben umzusehen; kurz, die gebratenen Tauben müßten ihnen in den Mund fliegen. Sie kommen in Deutschland, in der Schweiz und Oesterreich nicht voran, gehen aus ganz natürlichen Gründen zurück und als erfolgreichstes Heilmittel sehen sie eine Auswanderung nach Amerika an, wo man, nach ihrer Meinung, nur auf sie wartet. — Ihnen Glück auf den Weg!

Wieder andere werden nur durch zu häufig unwahre Berichte von früheren sogenannten Freunden oder Verwandten angeeifert, Haus und Hof zu verlassen, um nach wenigen Jahren schon als reiche Leute zurückzukehren. Diese Berichte spielen fort und fort eine bedeutende Rolle. — Ach, die Betrogenen! Noch andere sind sich der Gründe gar nicht bewußt; sie gehen, weil andere auch gehen. Sie haben einmal das Amerika-Fieber. — Die Unüberlegenden!

Die geringste Zahl begibt sich aus höheren Beweggründen, aus reiner Absicht, nach reiflicher Ueberlegung auf den Weg. Diese hatten schon hier bei Fleiß und Redlichkeit

freilich unter vielen Kämpfen wegen der anhaltenden Theuerung und Steigerung aller Bedürfnisse des Lebens, ihr Auskommen, was sie auch dort, bleiben sie anders gesund, bald finden werden, indeß die meisten der übrigen entweder zu Grunde gehen oder auch dort selten auf einen grünen Zweig kommen. — Zu bedauern bleibt, daß fast alle mit den Sprachen, Sitten und sonstigen Zuständen in Amerika wenig oder gar nicht vertraut sind. — Daß es für das Vaterland besser wäre, wenn gar viele von diesen Leuten hier blieben und durch ihre Thätigkeit und Umsicht, durch ihr geistiges und klingendes Kapital zu nützen sich bemühten, ist der Wunsch der Regierungen und aller derer, die es mit dem Vaterlande wohl meinen, zumal sich auch hier überall durch den Aufschwung der Verhältnisse Gelegenheit zu lohnendem Verdienste darbietet. Ob Belehrung hier wirken wird? Es gelte der Versuch!

---

§. 2.

Ueber die Vorbereitungen zur Auswanderung.

Ein denkender und für das Wohl seiner Familie bedachter Vorsteher eines häuslichen Herdes (nur einen solchen habe ich hier im Auge) faßt also nach reiflicher Ueberlegung den bedeutungsvollen Entschluß: Ich will mit den Meinen die Heimat, welche ich so lieb gewonnen hatte, verlassen; ich will fortziehen von Freund und Feind; nicht mehr hören die Töne der heimischen Sprache im Vaterlande; nicht mehr mich freuen über die mich umgebende Flur und Trift; nicht mehr lauschen dem wirren Getriebe von Jung und Alt; nicht mehr Geist und Gemüth erheben zu Gott in Gemeinschaft meiner Brüder der Heimat; nicht mehr erbaut werden im großen Dome der Natur durch die befiederten Sänger und die unbefiederten Läufer und Springer. Einem andern Rufe will ich folgen, dahin, wo ich, da ich denn doch einmal von der Vorsehung dazu verurtheilt bin, im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu verdienen, dieses auch für die Meinen und mich in reichem Maße zu erwerben hoffe; ich will mit Gott fort — nach dem fernen Amerika.

Unter solchen Gedanken wird nun ernstlich Umschau gehalten, wie man am bequemsten und wohlfeilsten die große, beschwerliche Reise werde machen können. Geld ist ein erstes, ein zweites und ein drittes Erforderniß, soll der Wurf gelingen, gerade wie ein Feldherr zur Führung eines gerechten Krieges nur jener drei Dinge, nämlich des Geldes, beda fr Hiebei ist dringend zu rathen, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten, das Eigenthum, welches man verwerthen will, theils, weil man es nicht mitnehmen kann, theils, weil man Reisegeld haben muß, nicht zu verschleudern, d. h. es nicht um jeden Preis herzugeben. Man verwerthe lieber nur so viel, als nöthig ist, um gut an das erwünschte Ziel zu gelangen und die ersten Bedürfnisse zu bestreiten. Was man übrig hat und eben nicht zum Werthe anzubringen vermag, übergebe man einem gerichtlich bevollmächtigten Freunde zum spätern Nachsenden.

Während solcher Vorbereitungen wird sich nun auch nach einem Agenten umgesehen, um mit diesem einen Vertrag in Betreff der Ueberfahrt abzuschließen. Es gibt deren für Rhederhäuser oder Schiffsbefrachter in Hamburg, Bremen, Havre, London, Liverpool, Antwerpen 2c. die Menge. Die Bewohner des südlichen Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs, wenden sich in sehr vielen Fällen an solche der Havrer Rhederhäuser und vielleicht aus dem Grunde, weil sie, sind sie einmal in Havre, dann die beschwerliche Reise durch den Kanal nicht mehr zu machen haben, da von hier bis ins Meer nur eine Strecke ist, welche bei günstigem Winde in einem bis zwei Tagen zurückgelegt werden kann. Hamburg und Bremen werden wohl schon aus diesem Grunde nie die einzigen Häfen für die nach Amerika reisenden Deutschen, Schweizer und Oesterreicher werden *). Die Reise

*) Ich möchte dennoch aus vielen Gründen besonders die, welche weder der englischen noch der französischen Sprache mächtig sind, lieber über Bremen oder Hamburg die Reise machen sehen. Ist auch dieselbe vielleicht etwas länger, so sind doch auch die Unannehmlichkeiten um so viel geringer; der Prellereien und sonstigen vielfachen Plackereien, des geringen Schutzes 2c. nicht zu gedenken. Die Regierungen begünstigen daher mit vollem Rechte die Reise über Bremen und werden hier immer mehr Ordnung veranlassen.

über England vermittelst Segel- wie Dampfboote hat des Unangenehmen sehr viel. Die Fahrt über Antwerpen und Rotterdam wird gerühmt und getadelt. Im Folgenden ist besonders von der Reise über Havre die Rede; zurück fuhr ich über Bremen.

Der Vertrag*) wird also, je billiger, desto besser abgeschlossen, der Paß ist bestellt. Es werden Anschaffungen für die Bedürfnisse der Ueberfahrt gemacht, da ich voraussetze, daß der Reisende sich seine Lebensbedürfnisse für die Fahrt über See selbst stellen muß, wie es bei den Reisen im Zwischendecke von Havre aus leider der Fall ist. Ich beginne mit dem Bette. Ein Strohsack, den man von Haus mitnimmt, aber in Havre füllt, ein ordentliches Kopfkissen, einige Betttücher und eine Zudecke, am Besten eine tüchtige wollene, reichen völlig hin**). Als Kleider zur Ueberfahrt nehme man alte, doch starke Kleider, welche warm halten und einen Puff vertragen können; doch versehe man sich auch noch mit einigen leichten Stücken, da die Hitze während der Ueberfahrt oftmals sehr bedeutend wird, selbst im November und December. Als Kopfbedeckung bleibt während derselben eine Kappe vorzuziehen. Hemden nehme man so viele mit, daß man wenigstens jede Woche wechseln kann. Frauenzimmer thun gut, sich für wollene Hosen zu sorgen. — Wer Kinder, namentlich kleine Kinder, mitnimmt, was aber, beiläufig

*) Es sei hier bemerkt, daß es fast ganz gleich ist, mit welchem Agenten oder Rhederhause man Vertrag abschließt, da dieselben unter sich einig sind und sich gegenseitig Plätze für Reisende abtreten, so viele sie deren bedürfen oder übrig haben (man läßt Niemanden zurück). Uebrigens ist es Vertrauenssache und lasse man sich durch keinen Agenten, der diese oder jene besonderen Vortheile anpreist, irre leiten oder der sein Rhederhaus als das beste und prompteste empfiehlt. — Ich persönlich bin in der angenehmen Lage, das Haus Wood, Courteville, Paillette und Bielfeld besonders empfehlen zu können.

**) Wer übrigens kann, unterlasse es nicht, noch sonstige gute Betten mitzunehmen, um sie bei seiner Ankunft in Amerika zu gebrauchen, da er ihrer dort, besonders wenn er Familie hat, sehr bedarf. Das Angegebene gilt nur für die Ueberfahrt und das namentlich für den, welcher die Reise im Zwischendecke zu machen genöthigt ist. — Die überflüssigen Betten packt man am Besten in ein Faß. — Häufig heißt es, man gebraucht in Amerika nicht viele Betten. Ach, wie Mancher würde sie gern gebrauchen, könnte er sie nur haben, aber es fehlt ihm am — Gelde.

gesagt, mit unbeschreiblich vielen Mühen verbunden ist, muß besorgt sein, viele Windeln, Tücher ꝛc. mit sich zu führen, da an ein Waschen der Kinderkleidung während der Ueberfahrt kaum oder nur höchst nothdürftig (aus dem salzigen Seewasser) gedacht werden kann.

Die Nahrungsmittel betreffend, so bleibt sehr zu rathen, den größten Theil derselben aus der Heimat mitzunehmen. Höchstens die Kartoffeln kaufe man in Havre. Ich rechne hierher Mehl, gedörrtes Obst, sowohl Zwetschken als Aepfel und Birnen; wenn möglich, vergesse man gedörrte Heidelbeeren nicht, Eier, Nudeln, Reis, Kaffee (gebrannt und gemahlen), Thee (grünen und Kamillenthee), Fleisch, am besten geräucherte Schinken, einige gut (nur nicht schwach) geräucherte Würste, ausgelassene und etwas eingesalzene Butter, Käse und vaterländischen Wein, wenn möglich in Krügen; auch einige Citronen. Den Zucker*) allein bekommt man billiger in Havre, als in Deutschland, alles Uebrige ist daselbst theurer. — Lasse man sich darum nicht vorsprechen, als kaufe man hier alle Lebensbedürfnisse ebenso wohlfeil, als in Deutschland oder in der Schweiz ꝛc.**).

Auch das Kochgeschirr, wie einen Kochtopf, eine blecherne Tasse, Nachtgeschirr, Löffel ꝛc. nimmt man vortheilhafter von Haus mit, selbst auf die Gefahr hin, daß man für einen Centner Uebergewicht einen Kronenthaler bezahlen muß. Die zu Hause gekauften Sachen sind nicht allein wohlfeiler, sondern auch besser gemacht und findet sich zu Havre gar oft nicht einmal Zeit zum Einkaufen, wie weiter unten näher angegeben werden wird. — Wer es irgend kann, thue seine für die Seereise bestimmten Lebensbedürfnisse in viereckige blecherne Gefäße. Solche sind am besten und schützen vor allen Widerwärtigkeiten auf der Reise.

Die Kisten und Koffer, in welchen man seine sonstigen Habseligkeiten, Kleider, Wäsche ꝛc. mitnehmen will, lasse man

*) Nehmen mehrere Personen ihren Bedarf zusammen, so erhalten sie ihn wohl um die Hälfte wohlfeiler, als in Deutschland.

**) Ich komme weiter unten nochmals auf diesen Gegenstand zurück.

nicht zu groß anfertigen; man nehme lieber zwei kleine Kisten, als eine zu große, vermeide aber vor allen Dingen gewölbte Deckel und lasse sie platt oder flach anfertigen. Der Schreiner soll sie fest und dauerhaft machen und sorgfältig einfügen, sie zur Vorsorge noch ringsum mit Leisten versehen und außerdem mit eisernen Bändern beschlagen. Vorhängeschlösser (wie alles Vorragende) müssen durchaus vermieden werden. Wer seine Kisten nicht fest zuschlagen lassen will, sondern der Schlösser bedarf, um unterwegs öffnen zu können, nehme gut eingelegte Schlösser. Außerdem vergesse man nicht, auf beiden Seiten Tragriemen oder Stricke anzubringen.

Alle diese Dinge scheinen Kleinigkeiten zu sein; man nehme sie indeß nicht gleichgiltig, denn bei Vernachlässigung derselben wird man durch die üblen Folgen eines andern belehrt werden, wie noch weiter unten vorkommt.

An baarem Gelde nehme man nur so viel mit, als man etwa zur Bestreitung der Reisekosten zu bedürfen glaubt, doch so, daß man bei der Ankunft in Amerika noch über eine kleine Summe zu verfügen hat, das übrige in Wechseln, die man sich am besten in der Heimat bei einem befreundeten Kaufmanne verschafft. Doch lasse man solche Wechsel auf ein Bankierhaus in der Stadt ausstellen, in welche oder in deren Nähe man zu reisen vor hat, und nicht etwa auf ein solches in New-York, wenn man nach St. Louis, Cincinnati oder New-Orleans will. Man übersehe das ja nicht, weil man sich sonst Kosten und Zeitverluste verursacht, die in fremdem Lande schmerzlich empfunden werden. Man hat Beispiele, daß deutsche ꝛc. Kaufleute Reisenden Wechsel auf andere Plätze aufschwätzten, als wohin sie reisen wollten, und als jene später zum Ersatz der Kosten herangezogen werden sollten, wußten sie sich durch Lügen und Ausflüchte zu helfen; der Reisende war der Geprellte. Darum gemacht, wie angeführt. Ein ehrlicher Kaufmann wird solche Wechsel immer zu den billigsten Preisen abgeben, das heißt, er wird, wenn man ihm baares Geld in Deutschland zahlt, den Dollar zu

2 fl. 26, 27 oder 28 kr. rhein. = 5¼ Frcs. berechnen, je nachdem er sogleich oder etwas später nach seiner Ankunft in Amerika sein Geld in Empfang nehmen will. Am besten wird er sich den Wechsel auf drei Tage nach Sicht ausstellen lassen, was mit der sofortigen Auszahlung ziemlich gleichbedeutend ist. Auf solche Weise hat der Reisende nur seinen Wechsel zu hüten, was leichter ist, als eine nur etwas bedeutende Summe in baarem Gelde und wäre es auch in Gold. Aber ja zu einem ehrlichen Kaufmann gegangen, der auch ein Gewissen hat!

---

§. 3.

Ueber die Reise aus Deutschland (vom Mittelrhein) bis nach Havre.

Sind alle Vorbereitungen glücklich zu Ende gebracht, so wird die große Reise mit Muth und Gottvertrauen angetreten. Es geht an den Rhein. Mainz ist für Viele der nächste Sammelplatz, von wo aus die Reise weiter fortgesetzt werden soll. Die Verträge werden hier von dem Hauptagenten ausgetheilt und das noch rückständige Geld wird an ihn bezahlt. Das Gepäck ist bereits daselbst angekommen. Es wird gewogen, um zu erfahren, ob es das mit dem Ueberfahrtsgelde ausbedungene freie Gewicht nicht überschreitet. Ach! so jammert bei diesem Geschäfte der Eine, mein Koffer ist zerbrochen; aus meinem fließt der Wein, an meinem ist ein Vorhängeschloß abgerissen ꝛc., der Andere: meine Essigflasche scheint entzwei ꝛc. Dem Schreiner wird geflucht, daß er die Kisten nicht fester gemacht, nicht sorgfältiger gepackt hat und dergleichen mehr. Darauf wird ein Unterkommen in Mainz gesucht. Der Eine hat Bekannte, der Andere sucht ein recht wohlfeiles Wirthshaus ꝛc. Am andern Morgen wird in Begleitung eines Führers (Conducteurs) die Reise auf einem Dampfboote, gewöhnlich rheinabwärts begonnen, wo dann beim Einladen des Gepäcks Jeder wieder Gelegenheit hat, zu erfahren, wie nothwendig feste und gut gearbeitete Kisten und Kasten sind. Mit Blitzes-

[illegible]

[illegible]

nach Cöln, [illegible] forschte nach [illegible] Handgepäcke) ohne Bedeutung [illegible] schen, welche zum Einkehren in [illegible] einlud, sich zum Tragen unseres [illegible] bot, begleitete uns. Wir blieben den 14. [illegible] da das Gepäck von mindestens 500 Reisenden [illegible] sonen selbst auf Weiterbeförderung durch die [illegible]

warten mußte. Es war ein ganzer Tag nothwendig, um diese Angelegenheit mit den Eisenbahnbeamten zu ordnen, das Gepäck aus dem Hafen an die Bahn zu fahren und in die Wagen zu laden. Die nicht gut gearbeiteten Kisten ꝛc. bekamen hier wieder Risse und Schaden.

Am 15. October von morgens 5 Uhr an waren die zur Eisenbahn führenden Straßen von Cöln mit Reiselustigen bedeckt, unter denen auch ich mich mit Weib und Kindern befand, nachdem ich zuvor meinem Wirthe die ziemlich starke Zeche für die wenig geleisteten Dienste bezahlt hatte. Hier hörte ich schon Klagen über Prellereien, die aber wohl mehr in der Unkunde der Leute mit dem preußischen Gelde ihren Grund haben mochten. Das oben vom Geldeinwechseln Gesagte hatten die Leute entweder nicht gewußt, oder nicht daran gedacht. Es klang ordentlich possirlich, wenn man den Cölnern sogenanntes Kreuzergeld gab und sie dann sagten, geben Sie mir doch statt des deutschen Geldes lieber preußisches; als wenn Preußen nicht zu Deutschland gehörte! — Viele wechselten hier noch mit großem Verluste französisches Geld ein.

Möglich bleibt es, daß Einzelne schon hier in die Hände gewinnsüchtiger Betrüger geriethen, an denen auch hier kein Mangel ist. Der Reisende und besonders der nach Amerika Reisende gilt Vielen für eine Melkkuh.

Bis gegen halb sieben Uhr etwa waren alle Reisenden in den bereit stehenden besondern Wagenzug gestiegen, wobei es an mancher unsanften Berührung nicht fehlte, da Einzelne befürchteten, man werde sie zurücklassen, woran doch gar nicht zu denken war. Das Vorzeigen der schon abends vorher erhaltenen Reisekarten vor dem Einsteigen in die Wagen ging bei der großen Masse nicht ohne Verwirrung vorüber. Manches Unangenehme würde indeß weder hier noch anderwärts vorgefallen sein, wenn unter einer solchen Menschenmenge nicht gar zu viele Rohe und Ungebildete gewesen wären, denen außer menschlicher Gesichtsbildung fast jede sonstige, die Menschheit zierende, geistige Eigenschaft abging. Das

scheinen auch die Eisenbahn- und sonstigen Beamten aus Erfahrung zu wissen, was man aus ihrem barschen Anschreien (freilich auch ein Zeichen ihrer eigenen feinen Bildung!) gar zu oft zu vernehmen Gelegenheit hat. Soll sich dieses ändern, so müssen die Menschen selbst besser, ich möchte fast sagen, anständiger werden. Den Gebildeten behandelte man auch hier schon artiger.

Durch die Sorgfalt unseres freundlichen Conducteurs Ferd. Wolff aus Mainz hatte ich für meine Familie und mich einen bessern Wagen erlangt, was ich für Geld nicht hatte fertig bringen können. Mit Lebensmitteln und Wein versehen, flogen wir mit dem Zuge eiligst von Cöln. Das Angenehme bei der sonst so lästigen Fahrt war, daß an den einzelnen Stationen nicht angehalten wurde, da der Zug nur Auswanderer und deren Gepäck mit sich führte. An der preußischen Grenze angelangt, fürchteten Einzelne, welche ohne Paß waren, zurückgeschickt zu werden; aber es ging ohne weitere Untersuchung von der preußischen über die belgische Grenze und die verzagten Herzen thauten auf. Von Zeit zu Zeit wurde ein wenig angehalten, da Kohlen und Wasser genommen werden mußten, sich auch die eingeschlossenen Reisenden mit ihrer hoffnungsvollen Jugend menschlicher Bedürfnisse zu entledigen hatten. Spät Abends kamen wir an die französische Grenze. Auch hier ging es ohne ein Untersuchen unserer in den Sitzwägen sich befindenden kleinen Reisebedürfnisse, Pässe ꝛc. ab. Waren ja unsere Haupteffekten in den Packwägen verschlossen und plombirt, warum sollte man auch die Reisenden (spät in der Nacht) noch weiter belästigen, zumal an einem Sonntage? Gefährliche Personen schienen nicht unter uns zu sein, sonst würde der blitzschnelle Telegraph ihnen schon längst vorangeeilt gewesen sein; warum die übrigen noch belästigen, die freiwillig und wohlgemuth dem Vaterland den Rücken gekehrt und nur das Geld für den Paß gespart hatten? — Nachts gegen 12 Uhr erst kam der Zug in Lille an.

Die einzelnen Haufen der Reisenden folgten ihren Füh-

rern wie Lämmer den Leithämmeln in die bereits zum Voraus, wie es schien, bestimmten Wirthshäuser. Wir fanden in dem unsrigen, Nachts 12½ Uhr, in verschiedenen Zimmern Tische gedeckt. Rasch standen gute Suppen, Gemüse, Beilagen 2c., und auf Verlangen, guter französischer Wein auf dem Tische. Das Fordern der Bezahlung wurde nicht vergessen. Mitten in der Thätigkeit des Essens begriffen, sagte ein Franzose in gebrochenem Deutsch: „Die Person hat für Essen, Schlafen und Kaffee des andern Morgens sogleich drei Franken und für jedes Kind die Hälfte zu zahlen.“ Alsbald hatte er mit dem Einsammeln des Geldes am Tische die Runde gemacht. Wir fanden diese Zahlung für das Geleistete angemessen und keineswegs zu hoch.

Hier in Lille begingen nun einzelne, fast möchte ich sagen, die Thorheit, einige kleine Einkäufe zu machen. Dem Einen fehlte eine Pfeife, dem Andern Tabak, einem Dritten Anderes. Da sie der Sprache nicht kundig waren, so konnte es nicht fehlen, daß sie Lehrgeld geben mußten. Doch gingen die Liller noch glimpflich mit der unwissenden Menge um.

Um halb 7 Uhr fanden sich schon Schaaren am Bahnhofe ein, wieder zu früh, da man fürchtete, zurückbleiben zu müssen. Die Behandlung der Bahnbeamten war anständig, was wohl mit darin seinen Grund hatte, daß hier die Fahrbillets von Tags vorher galten, die Thüren des Wartesaales zu den Wägen geöffnet waren und somit jedes übermäßige und unnöthige Gedränge vermieden wurde. Gegen acht Uhr brauste der Zug von dannen in der Richtung nach Paris zu, welches ohne Unfall zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags erreicht wurde. Ich hatte durch unseres Conducteurs Umsicht für die Meinen und mich einen bessern Wagen gehabt.

In Paris fehlte es am Bahnhofe leider wieder nicht an Gedränge. Hier wurden die Billets vor den Wartesälen abgenommen, was viele Zeit und manchen Wirrwar absetzte. Besser würde es gewesen sein, hätte man schon in den Wägen die Billets eingefordert. Warum das hier nicht geschah und geschieht, ist mir räthselhaft. Endlich war man denn

auch durch dieses Getriebe und befand sich in dem großen Paris. Die einzelnen Haufen folgten ihren Führern in die von diesen ausgesehenen Gasthöfe. Der unsere war nicht besonders, denn die Leute wurden für ihren 1 Franken, den sie für ihr Mittagessen (Suppe, Kartoffeln und Rindfleisch) zu zahlen hatten, weder freundlich behandelt, noch erhielten sie ein sie sättigendes Mahl. Vieles trug dazu die Unkunde der meisten in der französischen Sprache bei. Ich kann mit den Meinen nicht klagen, doch habe ich unsern Conducteur auf manche Mißstände in diesem Pariser Gasthause aufmerksam gemacht und man wird das für die Folge zu ändern suchen müssen.

Gegen 8 Uhr Abends ging es nun durch die herrlich erleuchteten Straßen von Paris, an den glänzenden Läden vorbei zur Eisenbahn, welche uns nach Havre führen sollte. Solcher Anblick gibt einen Beweis menschlicher Kunst und französischen Geschmacks! — Hier war der Aufenthalt ziemlich lange, bis gegen 10 Uhr, da neue Billets gestempelt und ausgetheilt werden mußten. Es gab hier manchen Stoß, manches bittere Wort. Einzelne Bahnbeamten zeichneten sich nicht durch französische Artigkeit aus. Man schien die Leute theilweise für eine Heerde Vieh zu halten, das man zur Schlachtbank führt. Dieses ungeschliffenen Treibens endlich müde, rief ich voll Unwillen aus: Messieurs! Nous sommes encore des hommes, mais non pas des bêtes (meine Herren, wir sind noch Menschen, aber keine Thiere). Man sah mich an, stutzte und der Ton wurde etwas gelinder.

An den Wägen zeigte sich von mehreren Reisenden eine gewisse Ungeneigtheit zum Einsteigen. Jeder schien für die bevorstehende Nachtreise bessere Plätze erreichen zu wollen, was aber nur wenigen gelingen konnte, da nur zwei Wägen zweiter Classe vorhanden waren. Ich erhielt wieder einen solchen für meine Familie. Am Ende mußten, da die Menschenmasse zu groß für die bestimmte Anzahl Wägen war, noch viele zurückbleiben, die in einem etwas später abgehenden Zuge weiter befördert wurden. Es war nämlich die Zahl der zu Paris die Abfahrt abwartenden Menge noch

etwa um 900 Personen, die zum Theil aus Frankreich, der Rheinpfalz, Baden, Schweiz, Oesterreich ꝛc. über Straßburg angekommen waren, vermehrt worden. Endlich nach 10 Uhr pfiff unser Zug davon. Die Nacht war freundlich und trotz der Beschwerlichkeiten der Reise bemerkte ich die Menge wohlgemuth und guter Dinge. Lieder ertönten aus mehreren Wägen und Freude las man auf den Gesichtern, nun endlich wieder voranzukommen. Man war ja auch der Pariser Unannehmlichkeiten überhoben! — Nach und nach trat Stille ein, und in den einzelnen Wägen überließ sich Jung und Alt der Ruhe, so gut es eben in solcher Unbequemlichkeit angehen wollte. Die schnaubenden feurigen Rosse eilten rüstig vorwärts und am 17. October, Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, war die lang ersehnte Hafenstadt Havre erreicht. Ein neues Eldorado mit dem, was da kommen sollte!

Am Bahnhofe ergab sich ein ähnliches Gedränge, wie zu Paris, da hier wieder in gleicher Weise die Billets abgegeben werden mußten. Endlich gelangte man aus dem Bahnhofe in's Freie. Hier standen haschende Wirthe oder deren Angehörige, welche zum Theil in vaterländischer (deutscher), zum Theil in französischer Sprache die Vorzüge ihrer Gasthäuser anprieſen und zur Einkehr in dieselben einluden. Alle erdenklichen Vortheile wurden angeboten, wenn man in dieses oder jenes Gasthaus gehen würde.

---

§. 4.
Ueber den Aufenthalt in Havre.

Zu Havre also kamen wir am 17. October Morgens früh an. Die vielleicht schon lange an den Pforten des Bahnhofes harrenden Wirthe und deren dienstbare Geister zogen, umgeben von Haufen von Reisenden*), mit diesen in die bezüglichen Wirthshäuser; manche der letzteren hatten sich

*) Das Ansehen eines solchen Zuges hat etwas Wehmüthiges und gibt zu eigenthümlichen Gedanken Veranlassung. Kräftige Gestalten gehen so, scheinbar wohlgemuth, oftmals ihrem Unglücke entgegen. Bedächten das doch gar viele, bevor sie sich zum Verlassen der Heimat entschlössen, oder ließen sie sich wenigstens vorher sorgfältig belehren!

ihren Führern anvertraut und gingen mit diesen zu den von ihnen empfohlenen Wirthen. Ich hatte bereits von Cöln aus durch den Telegraphen in dem Gasthause „zur Stadt Trier“ bei dem Wirthe „Peter Herrmann“ eine Wohnung mit den nöthigen Betten für meine Familie und mich bestellen lassen (die Zahl der in diesen Tagen Angekommenen überstieg dreitausend) und auch dieser Wirth harrte am Bahnhofe meiner. Als ihn unser Conducteur mit mir bekannt gemacht hatte, sorgte er mir sogleich für eine Kutsche und in wenigen Minuten war ich der Menge entrückt und saß mit den Meinen gemüthlich beim Kaffee. Etwa eine halbe Stunde später traf eine beträchtliche Anzahl Reisender, über hundert bei Herrmann ein. Wir bezogen unsere Zimmer und richteten uns so wohnlich als möglich ein.

Ich traf in der Familie Herrmann, in ihm selbst und seinen Leuten biedere Deutsche, die es werth sind, empfohlen zu werden. Sie waren gefällig und dienstfertig, ohne sich die Dienste, nach Havrer Sitte, lohnend zu machen. Es herrscht nämlich, besonders unter vielen deutsch redenden Havrern der Gebrauch, aus dem Säckel ihrer Landsleute so viel Geld als möglich zu ziehen. Es geschieht dieses einfach so: Sie gehen mit diesen zu Kaufleuten, Weinhändlern ꝛc., um ihren deutschen Landsleuten beim Einkaufen behilflich zu sein. Der Kaufmann ꝛc., der mit ihnen einverstanden ist, berechnet die Waaren theurer oder er gibt schlechtere und der Dienstbeflissene bekommt eine gewisse Anzahl Prozente, welche auf 20 Franken in der Regel 5 beträgt. Somit zeigt sich der Wirth oder einer seiner Leute gefällig, zieht aber auf Kosten seiner deutschen Gäste ansehnlichen Gewinn. Anders ist dieses bei Herrmann. Er und seine Leute sind ehrlich, wenn man ihrer bedarf.

Es gibt in Havre Wirthe, welche einem Führer für jeden Kopf, den sie ihnen als Gast bringen, einen halben, selbst einen ganzen Franken zahlen. Wer muß aber dieses Geld abgeben? — Niemand anders, als der Reisende, der dafür desto schlechtere oder desto weniger Nahrungsmittel

bekommt. Jeder denkt, der Tag oder die paar Tage bis zur Abfahrt gehen herum, was soll ich mich viel ärgern? Auf dem Schiffe wird es schon anders sein*). — Ich führe ein Beispiel an, das mich selbst betrifft. Ich hatte einen irdenen Topf nöthig. Es war Nacht und regnete. Ich nahm mir darum einen Mann mit, der mir einen Kaufmann zeigte. (Kaufleute verkaufen hier auch irdene Töpfe.) Dieser sprach deutsch. Wir wurden um 12 Sous einig. In der Thüre drückte der Kaufmann meinem Begleiter 2 Sous in die Hand, um diesem zu zeigen, wie er ihm lohne, wenn er ihm mehrere Käufer zuführe. Ich bemerkte das und konnte nicht umhin, dem Kaufmanne in ernsten Worten meine Ansicht zu sagen. Ich war freilich die 2 Sous los, aber viel klüger geworden. Ich kaufte fortan ohne Begleiter ein. — Wie viele klagten mir später über Prellereien, welche sie in Havre, besonders von Deutschen hätten erdulden müssen! Darum noch einmal: Thue Jeder die Augen auf, nehme er von Haus mit, was irgend möglich ist, damit er in Havre nicht geprellt wird.

Ich habe oben gesagt, wie zu Havre fast Alles theurer sei, als in der Heimat, mit Ausnahme des Zuckers, den man dann billig (fast um die Hälfte) kauft, wenn mehrere Personen etwa 50 Pfund zusammen kaufen, den sie später auf dem Schiffe unter sich nach Verhältniß vertheilen können. Als Nachweis des Gesagten gebe ich die Preise von einigen Reisebedürfnissen an, wie ich solche einkaufte. Guter Reis à Pfund 8 Sous; (5 Sous gleich 7 kr., 2 Sgr., $^1/_4$ Fcs.); Mehl à Pfund 7 Sous; Salz 3 Sous; Weinessig à Littre 12 Sous; Gries à Pfund 10 Sous; Chocolade à Pfd. $1^1/_2$ Franken; eine Flasche (etwa $1^1/_2$ Schoppen) Olivenöl 2 Franken; Nudeln à Pfd. 12 Sous. — Eine Pfanne $1^2/_3$ Franken; ein Nachttopf von sehr schlechtem Blech 15 Sous; ein

*) Auf ehrenhafte Conducteure sollten sowohl Schiffsrheder wie Generalagenten, selbst die Regierungen, das sorgsamste Auge haben. Gerade in den Händen dieser Leute liegt so unendlich viel, um den Reisenden vor Kosten und Prellerei zu schützen. Wenn aber manche von diesen Herren mit den Betrügern einverstanden sind, was kann da Gutes herauskommen?!

Kochtopf von geschlagenem Eisen 3 Franken 5 Sous; eine blecherne Tasse (sehr schlecht) 3 Sous; eine Laterne 2 Franken 5 Sous. — Ein Hectolitre Kartoffeln (140 Pfd.) 10 Franken; Schiffszwieback à Pfund 7 Sous ꝛc. — Ich kaufte diese Sachen bei Henry Sondheim, der mich redlich behandelte. Für 12 Flaschen rothen Wein, der recht trinkbar war, zahlte ich ihm 15 Franken. Ich kaufte ohne Gehilfen. Wer sich nun eines Wirthes oder Maklers bedient, muß entweder theuer bezahlen oder bekommt schlechtere Waare für sein gutes Geld. Beherzige das also Jeder in der Heimat und kaufe er dort ein. Er ist dann jeder Uebervortheilung enthoben. Auch Schinken vergesse er zu Hause nicht, denn manche Reisende finden oft schon in den ersten Tagen in dem in Havre gekauften Würmer.

Die Preise sind hier bei den Wirthen verschieden. In der Regel zahlt man für Wohnung (man muß in diesem Falle mit mehreren, oft mit Vielen in einem Zimmer, welches mehrere Betten enthält, schlafen), Kaffee des Morgens, einfaches Mittags- und Abendessen 2 Franken für einen Tag und eine Nacht. Auch Herrmann läßt sich so viel zahlen. Hat man ein besonderes Zimmer, so kostet es mehr*).

Noch am 17. begab ich mich auf das Bureau zu unserem Schiffsrheder, um meine Abreise zu erfahren. Ich vernahm nun von ihm, daß das bis den 21. Oktober etwa nach New-Orleans abfahrende Schiff eine zweite Kajüte nicht habe, doch biete er mir den besten Platz im Zwischendeck an. Auf diesen Vorschlag ging ich nicht ein. Ich betrachtete das Schiff „Heidelberg", fand aber wenig Lust, mit ihm zu gehen. Ich sah noch 4 bis 5 andere Schiffe, die mir aber auch nicht zusagten. Unser Schiffsrheder bot mir nun auf dem „William Nelson", welches zweite Kajüte für 98 Passagiere enthielt, Plätze an, aber auch diese behagten mir wenig; das Schiff mußte wegen seiner Größe zu viele Men-

*) Ich zahlte für ein Zimmer mit 2 Betten, für zweimaligen besseren Kaffee, Mittags- und Abendessen ohne Wein und Bedienung für meine Familie und mich täglich 8½ Franken, was ich nach dem Geleisteten billig fand.

schen an Bord nehmen. Das Wetter wurde nun täglich stürmischer und unfreundlicher, so daß ich froh war, noch hier weilen zu können.

Am 20., spätestens 21. Oktober hätte ich laut Vertrag abreisen sollen; das stürmische Wetter verhinderte indeß jedes Auslaufen von Schiffen. Am 22., an dem der Himmel einigermaßen günstig schien, liefen 5 Schiffe nach New-York, New-Orleans und andere Häfen aus. Ich war froh, trotz aller Langweile doch des schauderhaften Wetters wegen, noch hier zu sein. Unser Schiffsrheder Bielefeld erklärte mir, daß ich vom 21. an mit meiner Familie ganz auf seine Kosten lebe, mit Ausnahme des Weins. Er bot mir des andern Tages zweite Kajüte auf dem Packetboote „J. C. Calhoun" an. Ich betrachtete Schiff und Kajüte. Letztere ist ein kleines Zimmer, welches sich auf dem Verdecke in der Mitte des Schiffes befindet. Beide sagten mir zu. Ich erwartete nun von Tag zu Tag die Absegelung des Calhoun, aber theils die noch nicht vollständige Besetzung des Schiffes, theils und besonders das abscheuliche Wetter verhinderten das Ablaufen desselben bis zum 27. Oktober.

Ich muß hier noch einschalten, daß unser Hauptgepäck längere Zeit in Lille und Paris gelegen hatte, und erst 4 Tage nach uns im Bahnhofe zu Havre ankam. Die Führer zeigten dieses zugleich mit dem Bemerken an, selbst in den Bahnhof zu kommen, da die französischen Zollbeamten gewöhnlich mehrere Kisten öffnen lassen, um den Inhalt derselben zu erfahren. Es ging hierbei, wenn auch ziemlich lebhaft, doch im Ganzen glimpflich zu. Von der Unzahl der Kisten und Kasten wurden kaum 20 geöffnet und oberflächlich untersucht. Besonders sind es Tabak und Cigarren, wonach die Beamten fahnden. Hat man vorher erklärt, daß man so und so viel Tabak und Cigarren bei sich im Koffer habe, so hat das nichts zu sagen und die Sache ist abgemacht, nur muß Alles im Koffer bleiben und darf nicht mit in die Stadt genommen werden, da diese Dinge als Durchgangsgut oder vielmehr als Reisebedürfnisse für die Ueber-

fahrt gelten. Wollte ein Reisender hier das Eine oder Andere aus seinem Koffer nehmen, so würde er sich Unannehmlichkeiten oder wohl gar Strafe aussetzen. Jedoch mit Erlaubniß oder nach Durchsicht von Seite der Zollbehörde darf es geschehen. Ein Tabakraucher oder Schnupfer vergesse darum nicht, sich seinen Bedarf an Tabak für die ganze überseeische Reise mitzunehmen, da er es dreist kann und der Tabak in Frankreich theuer oder schlecht ist.

---

§. 5.

Ueber die Einrichtung unseres Packetbootes „John C. Calhoun."

Der John C. Calhoun ist ein Packetboot mittlerer Größe, das dazu benutzt wird, aus den Häfen Amerika's Waaren, besonders Baumwolle ꝛc., nach Havre oder in andere europäische Häfen zu führen und von da Reisende nach Amerika mitzunehmen. Es ist darum die Einrichtung des Schiffes ursprünglich nur für den Waarentransport bestimmt, und wird nur vorübergehend für den von Menschen in dem Hafen, aus welchem es nach Amerika fährt, eingerichtet. Dieses ist fast mit allen Schiffen der Fall, welche man in den sogenannten Auswanderungshäfen vorfindet, und lasse man sich nicht vorsprechen, als beständen besondere Linien und besondere für Auswanderer so oder so zweckmäßig eingerichtete Schiffe. — Das Gesagte wird noch immer von Vielen bezweifelt. Sie mögen darum sich durch Schaden selbst überzeugen. Weiter unten Näheres.

Die Länge unseres Calhoun beträgt etwa 60 mäßige Schritte, die Breite desselben am mittleren Mastbaume 15 bis 16. Im untersten Schiffsraume ist, besonders nach dem Hintertheile zu, der sogenannte Schiffskeller, welcher Frachtgüter, Koffer und Kisten der Reisenden, die auf der Ueberfahrt nicht benutzt werden, Fässer mit Trink- und Kochwasser, die am Bord befindlichen Säcke mit Kartoffeln und Schiffszwieback ꝛc. ꝛc. enthält. Der vordere Theil des Kellers wird auch bei unserm Schiffe, wie leider bei den meisten andern, als Zwischendeck benutzt und enthält etwa 10 Betten für

und mit 40 Reisenden. Der Haupteingang zu demselben befindet sich am Vordertheile des Schiffes und ein zweites noch mehr in der Mitte desselben durch das eigentliche Zwischendeck. Durch diese schmalen Eingänge allein vermag am Tage nur etwas weniges Licht in diesen Raum zu kommen, da dem Schiffe auf der Seite jedes Fenster, jede Oeffnung mangelt, ein Umstand, der ihn feucht, dunkel und somit ungesund macht, zumal die ganze Höhe nur etwa 6 Fuß beträgt. Eine dumpfe Hitze herrscht hier fort und fort, denn auch die Luft hat keinen Abzug. Ueber diesem liebenswürdigen Raume nun befindet sich das eigentliche Zwischendeck, welches vom Vorder- bis zum Hintertheile des Schiffes fast der ganzen Schiffslänge und Breite nach sich hinzieht und eine Höhe von 7 bis 8 Fuß hat. An den Schiffswänden dieses Zwischendeckes sind der Länge nach etwa 72 Bettstellen, jede für 4 Personen, immer 2 übereinander angebracht. Fenster fehlen auch hier gänzlich, nur sind am Hintertheile des Schiffes einige Oeffnungen, welche ein wenig Licht und einige frische Luft in diesen großen Raum bringen. Drei Eingänge führen vom obern Theil des Schiffes, vom Verdecke in das Zwischendeck. Der mittlere ist am geräumigsten und hat die breitesten Treppen. An diesen Eingängen und am Hintertheile sind die luftigsten Plätze. Die letzteren (am Hintertheile) werden auch darum gewöhnlich etwas theuerer bezahlt, besonders, wenn sie noch durch Bretter (einen sogenannten Verschlag) abgetheilt sind. Auch im Zwischendecke sind die Schlafstellen, welche von der Mitte des Schiffes bis zum Vordertheile reichen, dumpf und weniger gesund, als die an den Eingängen und am Hintertheile erwähnten.

Auf dem Verdecke (dem obern Theile des Schiffes) befindet sich nach dem Vordertheile des Schiffes zu, die Kajüte (der Schlaf- und Eßraum) für die Matrosen, an diesen schließt sich die Küche des Kapitäns und an diese eine zweite Kajüte. Auf dem Hintertheile ist die Kajüte des Kapitäns und der beiden Steuerleute. Unser Schiff birgt in der Kapitänskajüte noch 2 Passagiere, die mit dem Kapitän und ersten Steuermann gleichen Tisch führen.

Auf beiden Seiten des Vordertheiles des Schiffes, rechts und links sind 2 sogenannte Aborte in sehr kleinem und engem Maßstabe angebracht, viel zu enge und beschränkt, um für eine große Menschenmenge auf längere Zeit hinreichen zu können, wenn nur einigermaßen von Reinlichkeit (von Bequemlichkeit will ich schweigen) die Rede sein soll. Die schlechte Einrichtung dieser Aborte und sie selbst übersteigen alle Begriffe über derartige Dinge. — Rechts und links an der Seite der Kajüte für die Matrosen ist ein kleiner Heerd auf jeder Seite aufgemauert, der oben ein schmales, hölzernes Dach hat. Zwischen dem Rande des Schiffes und dem Heerd selbst ist ein schmaler, höchstens 3 bis 4 Fuß breiter Durchgang, wohin sich die Kochenden stellen. Durch diese Gänge müssen die Matrosen zum Vordertheile des Schiffes zu ihrer Kajüte; durch sie müssen Alle, welche ein Bedürfniß zu befriedigen haben. Wirklich ein herrlicher Gang durch dieses Gedränge, besonders wenn es auch noch regnet oder stürmisch ist und die Matrosen oder Steuerleute hin und her rennen! — Zehn bis zwölf Haken sind an jedem Heerde in der Höhe (oberhalb der Feuerstätte) angebracht, an welche die Leute ihre Kochtöpfe hängen können. Da der Wind von der einen oder andern Seite kommt so kann gewöhnlich nur ein Kochheerd und nur ein Abort benutzt werden. — Auf dem Verdeck selbst liegen noch mehrere Mastbäume, die den Raum schmälern, viele Taue ꝛc. Auf dem Dache der Kajüte der Matrosen sind Ställe mit Hühnern, Enten ꝛc., viele zusammengewickelte Segel und 2 Schweine. Auf der Kajüte des Kapitäns liegen 2 Nachen und ein dritter auf der zweiten Kajüte. Drei gewaltige Mastbäume mit vielen Tauen und bei günstigem Wind zuweilen mit 18 bis 20 größeren und kleineren Segeln versehen, bilden den Schluß unserer schifflichen Einrichtung.

Fassen wir nun solche näher in's Auge, so leuchtet auf den ersten Anblick ein, daß diese Art menschlicher Wohnstätten Vieles, unendlich Vieles zu wünschen übrig läßt. Zwei Haupterfordernisse zum menschlichen Leben, Luft und

Licht sind in zu geringem Grade vorhanden. Für Waaren mag derartige Einrichtung hinreichen, ja gut sein, für Menschen ist sie schlecht, sehr schlecht. — Der Keller sollte niemals und unter keiner Bedingung als Wohn- und Schlafstätte für Menschen dienen. Von der Hitze, dem Dunste und Schmutze daselbst hat man keinen Begriff; man muß Derartiges selbst (aber sogar bei Tage mit einer großen Laterne) sehen. — Auch die jetzige Einrichtung des Zwischendecks läßt noch viel zu wünschen übrig. So sind die Bettstellen zu dicht übereinander, die Räume fast alle zu dunkel und der Luftzug ist viel zu gering. — Auf dem Verdecke ist auch zu viel Raum durch daliegende Balken, Taue ꝛc. versperrt. Wenn der Kapitän nicht leutselig ist, sondern den ihm vor seiner Kajüte zugehörigen Raum absperren läßt, so sind die Reisenden noch übler daran, da sie dann nur fast auf das Zwischendeck angewiesen sind.

Die Feuerheerde betreffend, so sind diese für mehrere hundert Menschen viel zu klein, der Raum vor denselben ist zu enge, vor Regen zu wenig Schutz, so daß es oft zu eigenthümlichen Scenen kommt, wenn die Leute mit ihren hungrigen Mägen sich zum Kochen drängen, da gewöhnlich von dem Einhalten einer gewissen Reihenfolge nicht die Rede ist. Freilich versteht der erste Steuermann solche Scenen durch einen Eimer voll Wasser baldigst zu dämpfen, aber solche Einrichtung ist doch jedenfalls zu mangelhaft und sollte, wenn denn einmal die Reisenden ihre Lebensmittel kochen wollen und sollen, für eine zweckmäßigere Sorge getragen werden*). Man wird vielleicht fragen: Wer soll das bewerkstelligen? und ich antworte ganz einfach darauf: Wie die Erfahrung bis in unsere Tage lehrt, so hilft das Bemühen der Regierungen, „die Art und Weise, wie die Auswanderung betrieben werden soll, zu regeln," trotz der hier und da erlassenen Verordnungen, wenig. Haupt- und Unteragenten stellen

*) Alle die Unannehmlichkeiten des Kochens werden bei der Fahrt über Bremen und Hamburg vermieden und das ist schon etwas sehr Erhebliches.

[illegible]

welche nach Amerika reisen wollen, sich mit einander verbänden, nur dann ein Schiff besteigen zu wollen, wenn sie jene von mir angeführten Uebelstände abgeändert, d. h. gebessert fänden. Man weiß aber in Havre ꝛc. nur zu gut, wie unwissend und ungebildet ein zu großer, ja der größte Theil der Auswanderer ist, und wie er sich selbst mit viehartigen Wohnstätten begnügt, wenn er nur sein Ziel, das „goldene Amerika“ erreichen kann und nicht lange in Havre liegen muß. Es reichen auch die Geldmittel der Wenigsten für einen längeren Aufenthalt in Havre hin. Doch ich aebe noch immer der Hoffnung Raum: Die Erziehun

der Unterricht werden doch endlich solche Früchte unter der Menschheit im Allgemeinen hervorbringen, daß man es nicht mehr wagen kann und wagen darf, solch höchst mangelhafte, ja schlechte Einrichtungen, Menschen für schweres Geld anzubieten, da es keine Menschen mehr geben wird, die so thöricht sind, solche anzunehmen. Der Kaufmann ist nun einmal gewinnsüchtig. Der Transport von Reisenden nach Amerika ist nichts anderes, als ein rein kaufmännisches Geschäft. Bevor bei jenem das echte Menschlichkeitsgefühl erwacht, wird es noch lang währen. Es müssen darum die Reisenden selbst in die Schranken treten oder unternehmende Männer (hier könnten die Bremer und Hamburger sich auszeichnen) im Vereine mit den Regierungen Abhilfe verschaffen. In der jüngsten Zeit ist es etwas besser, aber noch lange nicht genügend.

Ich machte unserm sehr menschenfreundlichen Kapitäne (weiter unten wird von ihm noch die Rede sein) meine Bemerkungen über das Feuchte, Dunkle, Ungesunde ꝛc. der Plätze im Keller, und er gab mir die allerdings sehr richtige Antwort: „Warum nehmen die Leute solche Plätze an? Ich habe sie nicht gerufen. Es ist ihre Sache, ob ihnen dieselben gut genug sind oder nicht. Sie sollen selbst vorhersehen und nicht nehmen, was ihnen nicht gefällt, oder für ihre Gesundheit nachtheilig ist. Sie selbst tragen die Schuld, nicht ich." Sobald als die Menschen aufhören werden, solch' viehartige Wohnstätten für schweres Geld gut genug zu finden, allsobald wird man aufhören, ja aufhören müssen, ihnen derartige auch nur anzubieten. Es wird und muß daran der betreffende Consul (wozu wäre er sonst da, doch nicht etwa bloß der Pässe oder eines verdächtigen Menschen wegen?) schon Abhilfe verschaffen. Doch, wie bemerkt, bis jetzt sind sehr viele Leute zu roh, zu ungebildet und finden sich desto wohler, je tiefer sie im Schmutze stecken. Einem Gebildeten wird man Derartiges nie mehr zumuthen. — Ach, wie weit sind wir doch noch von wahrer Bildung!

Auf noch einen wesentlichen Punkt muß ich hier zurückkommen, ich meine „Licht.“ Licht befindet sich allerdings im Zwischendeck, doch erleuchten die wenigen angeschlossenen Laternen (um ich nicht, so sind deren drei für das ganze Zwischendeck) dasselbe zu wenig; im Keller ist gar nur eine. Gebildete Leute dürfen nun allerdings nach, beim Kapitäne eingeholter Erlaubniß, ihr eigenes Licht in einer Laterne brennen, doch weiß das Mancher nicht oder hält sich an den in seinem Vertrage stehenden Worten: „Licht wird von Seite des Schiffes gestellt,“ und nimmt weder Laterne, noch Licht mit. Ich rathe daher Jedem, der als vernünftiger Mensch mit einem Lichte gut umzugehen versteht, sich eine Laterne, die er aufhängen kann, und einige Dutzend kleine Wachskerzen oder Stoorinlichter mitzunehmen, wäre es auch nur für etwaige Nothfälle, in die jeder gerathen kann. Auf dem Verdecke ist kein Licht angebracht. Hier müssen der freundliche Mond und die funkelnden Sterne das Mögliche leisten, was auch für zärtlich Liebende seine angenehme Seite hat, da an hellen und ruhigen Abenden auf dem Verdecke ein reges Leben herrscht.

---

§. 6.

Ueber die am Bord sich befindende und nach Amerika reisende Menschenmenge.

Es beschleicht mich eine gewisse Wehmuth, indem ich über die auf unserm Calhoun nach Amerika reisende Menschenmenge diese Zeilen niederschreibe und doch kann ich nicht anders, will ich überhaupt ein wahrheitsgetreues Bild des Ganzen geben. Es gibt sich unter einem großen Theile derselben leider nur zu klar kund, daß ihnen, außer menschlicher Gestalt, fast alles abgeht, was zu einem Menschen gehört. Schmutzig und in Lumpen gehüllt sind sie und ihre Kinder, wenn sie deren haben. Unrein ist ihre Lagerstätte; unrein ist es vor derselben; unrein, wo sie Platz gehabt haben. Thuen sie den Mund auf, so entströmen demselben Flüche, Grobheiten oder Gemeinheiten. Man mißverstehe mich ja

nicht, als wolle ich durch das Gesagte über arme Leute Nachtheiliges bemerken; nein, Arme sind zu achten und besitzen oft mehr inneren Werth und höhere Bildung, als mancher feingestutzte oder modisch gelockte Stutzer. Doch ich hoffe, der Leser versteht mich und weiß es, auch ohne mich, daß zwischen Arm- und Gemein- oder Rohsein ein bedeutender Unterschied ist. — Das darf ich dreist behaupten, daß wandernde Haufen von Zigeunern, wie man deren zuweilen in Deutschland, der Schweiz ꝛc. sieht, Vieles vor vielen unserer Reisegenossen voraus haben.

Die nun folgende Classe von Menschen bemüht sich, wenigstens so weit es in ihren Kräften steht, eine Art Ordnung zu halten und schmollt über ihre unreinen Mitgenossen, was diese aber mit derben Reden und aufgehobenen Fäusten abwenden möchten. Die Zahl der eigentlich Gebildeten ist sehr gering vertreten.

Der Abstammung nach, so bemerke ich einige wenige Italiener und Franzosen, einige Tiroler und sonstige Oesterreicher, mehrere Schweizer, viele Lothringer und Elsässer, die weder eigentliches Deutsch, noch Französisch sprechen, mehrere aus der baierischen Rheinpfalz, die mit ihren Kindern dem militärischen Zwange zu entgehen suchen, eine ziemlich große Anzahl Badenser, einige aus dem Großherzogthume Hessen und aus Kurhessen, zu denen sich noch einzelne Preußen gesellen.

Confessionell finden sich Israeliten, Katholiken und Evangelische am Bord. Die Mehrzahl scheinen die Katholiken zu sein. — Dem Alter nach, so bemerke ich kleine Kinder von einigen Monaten, etwas größere, Knaben, Mädchen, ziemlich viele Jungfrauen, junge Burschen, verheiratete Männer und Weiber, zum Theil mit 5 bis 7 Kindern, auch einige Greise, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, im Alter von 70 Jahren, welche die Sehnsucht zu ihren bereits in Amerika lebenden Kindern führt.

Den Beschäftigungen nach, so sind die meisten Handwerker, wenige Ackerbauer, andere Handarbeiter. Wis-

senschaftlich gebildete Leute sind außer zwei Franzosen und einem Arzte wenige da*).

Wie sich nun das Leben unter diesen zusammengewürfelten Menschen gestaltet, werde ich unter der Ueberschrift „§. 8. Ueber die Reise von Havre nach New-Orleans," näher darzustellen mich bemühen. Nur sei hier wiederholt bemerkt! Es prüfe sich Jeder ernstlich und überlege es reiflich, besonders, wenn er Familie und noch dazu kleine Kinder hat, bevor er sich den Beschwerden einer so weiten und mühsamen Reise, wie die nach Amerika ist, unterwirft. Er fasse den festen Entschluß, jedem Genusse zu entsagen, sich jeder Unannehmlichkeit zu unterziehen; kurz er denke sich die Ausführung seines etwaigen Entschlusses so schwierig als nur möglich **).

§. 7.

Ueber die Mannschaft, welche zu unserem Schiffe gehörte.

So zusammengewürfelt, wie unsere Reisegesellschaft, eben so zusammengewürfelt scheint mir auch die Schiffsmannschaft zu sein. Unser Kapitän ist ein Herr J. Short, ein Amerikaner, dessen Familie zu Boston wohnt, ein Mann in den besten Mannesjahren, wohlgebildet, gefällig, freundlich und immerfort thätig. Er ist die Seele der ganzen Schiffsbemannung. Er ist nur der englischen Sprache mächtig, vielleicht das Einzige, was an ihm zu tadeln sein dürfte. Er ist leutselig gegen die Reisenden; wo Abhilfe nöthig, besorgt diese zu verschaffen. Er ist ernst, doch menschenfreundlich gegen die ihm untergebenen Steuerleute und Matrosen. —

*) Nach meiner gewonnenen Erfahrung, denn ich bin auf vielen Schiffen gewesen, um mich zu belehren, sieht es auf allen in Betreff der Reisenden dem ähnlich aus, wie es vorstehend angegeben ist.

**) Trotz solcher wahren Schilderungen, trotz mancher trüben Verhältnisse, wird dennoch gar oft auf die leichtfertigste Weise auch jetzt noch mit Weib und Kindern nach Amerika gewandert. Wie viele werden es wohl zu spät bereuen? Es könnten Tausende von Beispielen jetzt schon angeführt werden. Die jüngste Zeit treibt eine Anzahl von Menschen an, die Heimat zu verlassen, bloß weil ihnen vieles von andern vorgegaukelt wird.

Nach ihm kommt der erste Steuermann, auch Schiffslieutenant genannt, ein kleiner, kräftiger Mann, der Schnelligkeit der Rede mit Schnelligkeit und Gewandtheit im Handeln verbindet. Er ist der „Ueberall und Nirgends“ und einen Worten und Winken folgt von Seite der Matrosen der pünktlichste Gehorsam. Auch er spricht nur englisch, ist ernst nach Seemannssitte, straft rasch, entbehrt aber auch nicht jenes Gefühl, welches den Mann ziert. Unerbittlich ist er gegen Schmutz, Streit oder sonstigen Unfug. — Der zweite Steuermann, eine große und kräftige Gestalt, verbirgt hinter scheinbarer Güte, derbe Grobheit, deren Folgen die Matrosen durch ihre blauen Male und verbundenen Köpfe mehrfach bewahrheiten. Dennoch weiß er sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber, man sollte es kaum glauben, eine Art von Beliebtheit zu erwerben, so daß es ihm an Schätzen nicht fehlt. Er spricht englisch und ganz wenig deutsch. — Die Matrosen sind zum Theil Neger, zum Theil farbige und weiße Leute. Letztere üben eine Art Oberherrschaft über die Andersgefärbten aus, was sich die Farbigen auch gefallen lassen. Sie erkennen dadurch gleichsam die Ueberlegenheit der Weißen über die Schwarzen an. Selbst von dem Schiffsjungen, der ein Weißer (aus Liverpool) ist, lassen sie sich Grobheiten gefallen. Es sind lauter kräftige Gestalten. Aus den Augen der meisten leuchtet eine gewisse Gutmüthigkeit und Lüsternheit. Nach Branntwein sind sie fortwährend begierig, weniger machen sie sich aus Wein. Ihre Zahl beträgt 15. Außerdem verrichten noch ein Italiener, zwei Franzosen und ein Elsäßer Matrosendienste für die freie Ueberfahrt. Ein Mainzer macht für dieselbe den Schiffszimmermann, was ihm aber wegen Unkenntniß des Englischen sehr schwer fällt und manchen Rippenstoß einbringt. Ein Arzt hat mit seiner Frau freie Ueberfahrt in zweiter Kajüte und den Tisch mit dem zweiten Steuermanne ꝛc. für seine etwa erforderlichen Dienste. — Der Koch des Kapitäns ist auch ein Neger, eine gutmüthige Seele und im Kochen geschickt. Sein Dienst ist schwer. Er

hat von Morgens 5 bis Abends 10, auch 11 Uhr in der Küche zu thun und für den Tisch des Kapitäns, der Steuerleute, Matrosen und der ersten Kajütpassagiere zu sorgen. Außerdem kocht er noch die Speisen mancher Mitreisenden gegen eine angemessene Vergütung. Unsere Köche und Köchinnen könnten von ihm lernen. Ihm zur Seite steht ein Aufwärter (Stewart, spr. Stiuhrt) des Kapitäns, der auch mit kochen hilft und besonders für Bäckerein ꝛc. Sorge zu tragen hat. Er ist ein Franzose, ein gutmüthiges, aber dabei verschmitztes Kerlchen, der auch etwas englisch und wenig deutsch spricht. Koch und Aufwärter theilen gewöhnlich, was sie von den Reisenden für das Kochen erhalten, gemeinschaftlich, und ist ihnen solcher Verdienst gern zu gönnen, denn ihr Dienst ist schwer, besonders bei Sturm und Unwetter und an heißen Tagen. — Eine Art Haushälterin (eine Irländerin) besorgt die Zimmer und Betten des Kapitäns, der Steuerleute und der Passagiere der ersten Kajüte. Auch macht sie hin und wieder die Aufwärterin bei kranken Kindern.

Im Ganzen genommen blieb das Verhältniß zwischen den Reisenden und der Schiffsmannschaft ein leidliches. Wenn auch einige klagen, so haben sie dazu wohl gar oft selbst Veranlassung gegeben, da sie theils die Reinlichkeit zu wenig handhabten, zum Theil aus ihrer Unkunde in der englischen Sprache sich Mißverständnisse zu leicht ergaben. Ich für meinen Theil kann über Niemanden klagen, muß vielmehr allen das Zeugniß geben, daß sie mir so zuvorkommend und gefällig waren, als es auf einem solchen Schiffe und in solcher Umgebung nur möglich ist. Auch die Reisegesellschaft behandelte die Meinen und mich zuvorkommend und freundlich. Mein Englisch war hier Gold werth, wie in Frankreich mein Französisch. Ich kann darum hier die Bemerkung nicht unterlassen: Sorge man doch zu Hause mit allem Ernste dafür, daß die jungen Leute sich einige Kenntniß in der französischen und englischen Sprache erwerben, wenn sie je die Reise nach Amerika machen sollen oder wollen. Sie

werden schon auf der Reise die Procente davon in reichlichem Maße ernten, der sonstigen Annehmlichkeiten nicht zu gedenken, welche ihnen die Kenntniß dieser beiden Sprachen auf der Reise gewähren wird. Man sage doch nicht, auch Andere haben die Reise gemacht, ohne Englisch und Französisch zu verstehen; das Geld kann man zu besseren Zwecken benutzen. Würden sie sehen, wie Andere geprellt wurden, wie sie blaue Flecken erhielten u. dgl. m., so würden sie nicht so — einfältig plaudern.

§. 8.

Ueber die Reise von Havre nach New-Orleans.

Es war also am 27. Oktober, als in der Nähe des John C. Calhoun und auf ihm selbst eine ganz außerordentliche Thätigkeit herrschte. Hatte man schon am 25. und 26. eine Unsumme von Kisten und Kasten *), von Fässern (mit Wasser für die Ueberfahrt), Waaren, Kies als Ballast ꝛc. auf das Schiff gebracht, so wurde an diesem Tage eifrigst damit fortgefahren, denn es war Ernst und nach wenigen Stunden schon sollte das Fahrzeug in die See gehen. Jeder Reisende hatte für das Einladen seiner Reiseeffekten selbst zu sorgen. Hatten die Arbeiter schon am 25. und 26. die Leute geprellt, so erreichte dieses am 27. die Glanzstufe. Kaum eine Summe war ihnen hoch genug für irgend welche Dienstleistung **). Auf die rascheste Weise wurden durch Maschinen und Menschenhände noch Lebensmittel und tausenderlei andere Dinge auf das Schiff gebracht. Die Taue bekamen diesen oder jenen Aufenthaltsort, die Segel wurden

*) Seit etwa 8 Tagen hatten dieselben, unter dicken Tüchern vor Regen geschützt, vor dem Schiffe gelegen, denn die französischen Zollbeamten dulden nicht, die Koffer ꝛc. ohne vorherige Oeffnung, Durchsuchung und etwaige Verzollung in die Wirthshäuser mitzunehmen. Auf das Schiff darf alles Mögliche, aber nicht von demselben in die Stadt ohne jene Umstände. Uebersehe man doch das nicht!

**) Der Denkende wird so vorsichtig sein, mit einem Arbeiter vorher auszumachen, was er an ihn zu zahlen habe, wenn er ihm *dieses oder das* auf das Schiff oder von demselben an Ort und *Stelle bringt.*

in Bereitschaft gelegt ꝛc. Gnege 10 Uhr etwa knarrte es vom Drehen der Winden ꝛc. Die gewöhnlichen Klänge, welche die Matrosen bei ihren Arbeiten anzustimmen pflegen, wenn ein Schiff in See gehen soll, ertönten munter und kraftvoll, dazwischen vernahm man die fortwährenden Befehle des ersten Steuermannes. Das Schiff setzte sich nach und nach in Bewegung und rückte langsam im Hafen vorwärts. Zuweilen hielt es an, wo dann noch in der Geschwindigkeit Reisende, Lebensmittel, Koffer ꝛc. aufgenommen wurden. Bei diesen Dienstleistungen wurden die Reisenden fast von Jedem, der irgend etwas für sie verrichtete, noch gehörig übernommen. Den Einen ließ man einige Franken bezahlen, weil sein Paß so schnell visirt worden war, was doch die französische Polizei umsonst thut; Andere mußten 3—4 Franken geben, weil man sie so schnell habe befördern lassen; ein Dritter war bei einem Koffer behilflich gewesen und konnte seine Arbeit nicht unter 3—4 Franken gethan haben; einem andern hing man in aller Eile noch Lebensmittel um jeden Preis auf und was dergleichen mehr ist. Am übelsten waren die daran, welche sich in einem Nachen an das vom Ufer etwas entfernte Schiff hatten fahren lassen, um ja auch noch mitgenommen zu werden. Dieses Anfahren kostete à Person 10 Franken.

Es ließe sich noch eine ganze Litanei solcher Unerquicklichkeiten vorführen, doch das Gesagte sei genug. Die Frage kann ich indeß hier nicht unterlassen: Wen trifft die Schuld solcher Unannehmlichkeiten und solcher meist unnöthigen Ausgaben? — Niemanden anders, als die Reisenden selbst. Hätten sie, da manche von ihnen erst an diesem 27. Oktober, Morgens um 9 Uhr, in Havre angekommen waren, die sofortige Einschiffung auf dem Calhoun verweigert und selbst auf Kosten ihrer Agenten*), wie es in dem Vertrage heißt, den Abgang des nächsten Schiffes abgewartet, so würden sie

*) Außer dem von mir für gut bezeichneten Rhederhause Bielefeld u. Comp. ist auch, wie ich von vielen Reisenden hörte, das von G. L. Schlößmann in Mainz mit gutem Gewissen zu empfehlen. Für die Schweiz die Generalagentur von Jean Stößel u. Comp. zu Basel.

vieles Geld und manchen Wirrwar gespart haben. Unerfahrenheit aber im Leben, Unkenntniß in der fremden Sprache; Angst, sie müßten noch länger auf ihre Kosten in Havre liegen; Unvertrautheit mit den Bestimmungen in ihrem gedruckten Vertrage ꝛc. brachte sie um ihr Geld und setzte sie noch obendrein in Gefahr, Angst und Verwirrung. Sie hatten sich bei ihrer Ankunft in Havre sofort eine Schiffskarte mit irgend einer Nummer in die Hände stopfen lassen, ohne auch nur vorher das Innere des Schiffes oder ihren Platz gesehen zu haben. Handelt so ein vernünftiger, ein denkender Mensch? handelt so ein Mensch, der in der neuen Welt mit einzugreifen hofft in's große Rad menschlicher Thätigkeit und Erfahrung? dem daran liegt, in dem fernen Amerika vielleicht eine bessere Zukunft für die Seinen und sich zu gründen? — Ja, einige handelten in ihrer Uebereilung so unüberlegt, ohne ihre eigentlichen Reiseeffekten (weil diese in Havre noch nicht angekommen waren, was bei großen Bahnzügen gewöhnlich erst 4 bis 5 Tage nach dem Ankommen der Reisenden der Fall ist) abzusegeln und begnügten sich mit dem mündlichen, höchstens mit dem schriftlichen Versprechen irgend eines ihnen kaum oder vorübergehend bekannt gewordenen Schreibers vom Bureau, „die Koffer ꝛc. würden nachgeschickt werden, sei es nun nach New-Orleans, St. Louis, Cincinnati oder sonst wohin." (Sollten die Leute wirklich mit dem papiernen oder gar ohne jeden Beleg ihre Sachen je erhalten haben?) — Das Gesagte klingt traurig, fast unwahrscheinlich, ist aber leider nur zu wahr. — Doch fort mit solchen Unerquicklichkeiten, an denen die Unerfahrenheit, der gar geringe Grad von Bildung und dessen weitere Folgen, die gänzliche Unwissenheit mit dem, was auf solchen Reisen vorkommen kann, die wenige Geneigtheit, sich von Erfahrenen belehren zu lassen, allein die Schuld tragen und die erst dann aufhören werden, wenn die Menschen dahin gekommen sind, derartige Unzulänglichkeiten sich nicht mehr gefallen zu lassen! — Deutsche Gründlichkeit und *Gemüthlichkeit, wann* wirst Du es so weit gebracht haben?!

Gegen 1 Uhr Mittags trat die Fluth ein. Die Leute mußten alle auf das Verdeck. Ein französischer Polizeikommissär stand mit einem Abgeordneten des betreffenden Rhederhauses (hier Barbe und Moriſſe*) am Haupteingang in's Zwischendeck. Jeder mußte seinen Paß und seinen Schiffsschein in die Hand nehmen. Man nennt dieses den Appell. Nach den Bettnummern, Nr. 1 angefangen, fand derselbe statt. Die zu der abgelesenen Nummer gehörenden Leute mußten vortreten und dann in's Zwischendeck hinabsteigen, wobei dennoch mancher ohne Paß durchschlüpfte. Unterdessen hatte sich das Schiff der Ausfuhr aus dem Hafen genähert. Die zu dem Bureau gehörenden Leute verließen mit den Havrer Arbeitern, der Polizei ꝛc. das Schiff und fuhren in einem Nachen an's Ufer. Der Lootse bestieg unsern Calhoun, ein Dampfboot wurde vor denselben gehängt und um 2 Uhr ging es raschen Fluges in die offene See, hier nach Canal la Manche. Etwa nach einer Stunde trat das Dampfboot mit dem Lootsen den Rückweg nach Havre an und der Calhoun war nun mit seiner Ladung an Menschen und Waaren den Wellen, dem Winde, der Geschicklichkeit des Kapitäns und der Steuerleute, besonders aber dem Schutze Dessen übergeben, der die Geschicke der Menschen nach weiser Vaterliebe lenkt und leitet.

Das herrlichste Wetter begleitete das Auslaufen unsers Calhoun, während 10 Tage hindurch das abscheulichste gewesen war, das in einer Hafenstadt einen noch höheren Grad der Abscheulichkeit hat, als anderswo. Trotzdem dieser Tag ein Freitag war, sah es auf aller Mienen gut aus. Die Scene änderte sich aber schon bei mehreren gegen 4 Uhr. Das Gesicht zeigte Blässe; Uebelkeit war die Veranlassung und schon jetzt erfolgte bei mehreren Reisenden Erbrechen. Die Seekrankheit hatte sie ergriffen. Der Abend neigte sich nach und nach. Die Leute suchten in den ihnen zuge-

*) Wie ich schon oben bemerkte, so wurden auch Reisende von andern Rhederhäusern auf dem Calhoun mitgenommen, wie von Schlüßmann und Comp., von Lemaitre und Washington-Finlay und von Bielefeld und Comp., mit dem ich ja Vertrag abgeschlossen hatte.

wiesenen Bettnummern ihre Betten noch völlig einzurichten und begaben sich, die meisten zum Erstenmale, auf dem Meere zur Ruhe.

Bald war das Verdeck leer und man vernahm nur noch das kräftige Kommando des ersten Steuermannes. Der Wind wurde in der Nacht immer heftiger und das Schiff schaukelte nach allen Seiten hin, eine Bewegung, welche für den, der zum erstenmale das Meer befährt, eine kaum erträgliche und nicht zu beschreibende genannt werden muß. Die Folge davon war das Eintreten der Seekrankheit bei der größten Zahl der Reisenden in sehr hohem Grade, einer Krankheit, die, wenn auch nicht lebensgefährlich, doch eine äußerst unangenehme ist und gegen welche es kein Mittel gibt *). Von Essen und Trinken war am 28. Oktober bei den Wenigsten die Rede. Jeder hatte fast nur mit sich zu thun, denn sah er auch nur auf das Verdeck, so ergriff ihn, durch das Schaukeln des Schiffes und das Ansehen des wogenden Meeres verursacht, ein sehr starker Schwindel. Er konnte sich nicht oder doch kaum auf den Beinen halten und ein heftiges Erbrechen erfolgte gewöhnlich. Man hat behauptet, Kinder seien dieser Krankheit weniger ausgesetzt, doch kann ich das von meinen eigenen und vielen andern nicht sagen. Die meinigen wurden alle von ihr tüchtig ergriffen, selbst mein jüngstes, schwächliches Töchterchen. — Dieser Samstag wurde von den meisten im Bette zugebracht.

Im Zwischendecke und im Keller kamen eigenthümliche Scenen vor. Die in den oberen Betten liegenden Personen erbrachen sich so, daß es auf die in den unteren Betten liegenden floß ꝛc. Mancher hatte den ganzen Tag sein Nachtgeschirr bei sich im Bette, ein anderer sein Waschgeschirr, und wohl ihm, wenn er sich mit Derartigem versehen hatte. Da die Leute größtentheils außer Stande waren, diese

*) Einfältigen Leuten sucht man in den Seehäfen solche Mittel um hohe Preise zu verkaufen; aber man spare sein Geld, da alle diese *Mittel nichts nützen.*

schmutzigen Geschirre auszuleeren (denn aus dem Zwischendecke bis zu den Abtritten würde zu dieser Zeit und bei dem starken Schaukeln des Schiffes eine kleine Reise gewesen sein), so mag der Denkende es sich ausmalen, in welchem Zustande sich die Leute im Zwischendecke und im Keller befanden, dazu noch der geringe Grad von Bildung bei vielen. Jedenfalls ist die Lage von wandernden Zigeunern golden gegen eine solche, wie sie in den ersten Tagen auf unserm Schiffe im Zwischendecke und Keller war. Der Wind wurde nun nach und nach sturmähnlich und hielt so die folgende Nacht an. Gegen Morgen trat heftiger Regen ein. Ich selbst war doch wieder so wohl, um einen Gang auf das Verdeck zu wagen, während meine Frau und Kinder noch sehr krank niederlagen. — Durch den starken und dabei günstigen Wind hatten wir in der verflossenen Nacht bereits den Canal verlassen und die hohe See erreicht, was für uns alle sehr gut war, da eine gefährliche Gegend hinter uns lag. — Den Tag über ging es ziemlich ruhig und eben so die folgende Nacht. Montag den 30. war wieder heftiger Wind.

Nach diesen Tagen der Mäßigkeit, zu der die Leute durch die Seekrankheit genöthigt worden waren, stellte sich nach und nach Hunger ein und veranlaßte sie zur Thätigkeit. Hier eilt ein Mann mit einem Topfe, dort mit einer Kanne auf's Verdeck zum Heerde. Frauenzimmer drängen sich mit Pfannen vor. Ehe sie sich's versehen, liegen sie auf dem Boden mit ihrer Speise; das Schiff schaukelt zu arg und der Schwindel ergreift sie. Man ist endlich froh, in dem Gedränge irgend etwas gekocht zu haben (von einer zu befolgenden Ordnung oder Reihenfolge ist nicht die Rede; wer erst kommt, mahlt erst, und der Kräftigste ist immer der Vorderste) und die Hungernden setzen und legen sich auf den Boden des Verdecks, um, so gut es gehen will, ihr dürftiges oder halbgekochtes Mahl einzunehmen. Da ist kein Stuhl, kein Tisch, keine Bank angebracht. Die platten Kisten können höchstens als Tisch oder Stuhl bei ruhiger See benutzt werden, man versucht aus Tellern zu essen, aber das Schiff

wiesenen Bettnummern ihre Betten noch völlig einzurichten und begaben sich, die meisten zum Erstenmale, auf dem Meere zur Ruhe.

Bald war das Verdeck leer und man vernahm nur noch das kräftige Kommando des ersten Steuermannes. Der Wind wurde in der Nacht immer heftiger und das Schiff schaukelte nach allen Seiten hin, eine Bewegung, welche für den, der zum erstenmale das Meer befährt, eine kaum erträgliche und nicht zu beschreibende genannt werden muß. Die Folge davon war das Eintreten der Seekrankheit bei der größten Zahl der Reisenden in sehr hohem Grade, einer Krankheit, die, wenn auch nicht lebensgefährlich, doch eine äußerst unangenehme ist und gegen welche es kein Mittel gibt *). Von Essen und Trinken war am 28. Oktober bei den Wenigsten die Rede. Jeder hatte fast nur mit sich zu thun, denn sah er auch nur auf das Verdeck, so ergriff ihn, durch das Schaukeln des Schiffes und das Ansehen des wogenden Meeres verursacht, ein sehr starker Schwindel. Er konnte sich nicht oder doch kaum auf den Beinen halten und ein heftiges Erbrechen erfolgte gewöhnlich. Man hat behauptet, Kinder seien dieser Krankheit weniger ausgesetzt, doch kann ich das von meinen eigenen und vielen andern nicht sagen. Die meinigen wurden alle von ihr tüchtig ergriffen, selbst mein jüngstes, schwächliches Töchterchen. — Dieser Samstag wurde von den meisten im Bette zugebracht.

Im Zwischendecke und im Keller kamen eigenthümliche Scenen vor. Die in den oberen Betten liegenden Personen erbrachen sich so, daß es auf die in den unteren Betten liegenden floß ꝛc. Mancher hatte den ganzen Tag sein Nachtgeschirr bei sich im Bette, ein anderer sein Waschgeschirr, und wohl ihm, wenn er sich mit Derartigem versehen hatte. Da die Leute größtentheils außer Stande waren, diese

*) Einfältigen Leuten sucht man in den Seehäfen solche Mittel um hohe Preise zu verkaufen; aber man spare sein Geld, da alle diese Mittel nichts nützen.

der Kapitän ist Herr auf dem von ihm geführten Schiffe. Die Vertheilung hat auch in so fern ihr Gutes, als mancher arme Teufel so vor Hunger geschützt wurde, denn obgleich jeder Reisende eine vorgeschriebene Anzahl von Lebensmitteln bei sich haben soll, so ist doch die Aufsicht nicht von der Art, daß dies von jedem pünktlich befolgt wird oder befolgt werden muß. Wir hatten sogar Leute an Bord, die gar keine Lebensmitteln bei sich führten.

Bald darauf hatte man Gelegenheit, die Thätigkeit der Leute, die Vorbereitungen zum Kochen der Kartoffeln zu bewundern, denn mehrere waren fast 8 Tage ohne diesen Nahrungszweig gewesen. Nachdem sich alle gesättigt hatten, ward es, besonders durch freundlichen Mondschein begünstigt, munter auf dem Verdecke und blieb es bis tief in die Nacht. Die Luft war schon seit mehreren Tagen sehr mild, fast warm und die Leute sangen in Gruppen. Hier ertönte das Lied vom weiland berüchtigten Räuberhauptmanne Rinaldini, dort „Schleswig-Holstein meerumschlungen," dort „Was ist des Deutschen Vaterland," an einem andern Platze eine Art Kirchenlied, und wieder aus andern Kehlen das herrliche Lied: „Großer Gott, wir loben Dich" ꝛc. ꝛc. Der auf diesen freundlichen Abend folgende Sonntag war ein recht trübseliger für die Schiffsbewohner. Der Wind war wieder sturmähnlich, das Schiff schaukelte außergewöhnlich stark und viele Leute waren wieder unwohl. Gegen Abend entstand ein heftiges Gewitter. Das Meer ging hoch, sehr hoch. Dazwischen das fortwährende Leuchten des Blitzes von allen Seiten, das Brüllen und Krachen des Donners. Alles zieht sich in's Zwischendeck zurück. Manches ängstliche Gemüth, das Abends vorher aus voller Kehle „Rinaldo Rinaldini" gesungen, hofft jetzt durch Herplappern von Gebeten den Gott des Donners zu beschwören. Heftiger Regen, der, so weit als möglich, in Fässern aufgefangen wird, erfolgt. Die Thätigkeit der Schiffsleute ist sehr groß. Kapitän, Steuerleute und Matrosen fliegen bald rechts, bald links, die Segel werden abgerefft, wieder aufgehißt, anders gewendet, wie

schaukelt zu sehr, und die Suppe fließt auf den Boden. Man nimmt also blecherne Tassen ꝛc., während da wieder Gruppen sitzen, welche, so gut es gehen will, mit ihren Löffeln Speise aus dem Kochtopfe oder aus einer tiefen blechernen Schüssel, die zu diesem Zwecke sicher nicht mitgenommen wurde, langen, oder auch ohne Löffel austrinken. So geht es fort und fort, bis die Noth die Menschen nach und nach erfinderischer macht und sie sich die unbequeme Lage so bequem als möglich herstellen, was ihnen indeß nie ganz gelingen kann, da das ewige Schaukeln des Schiffes, der Mangel an jeder häuslichen oder wohnlichen Einrichtung, dieses nicht zulassen.

Am 3. November bemerkt man schon einen merklichen Unterschied der Zeit. Derselbe mag heute fast eine Stunde betragen, denn gegen 7 Uhr Abends ist es noch hell. Das Essen schmeckt den Leuten nach und nach erträglich. Für meine Familie kocht der Koch des Kapitäns, der sich Mühe gibt.

Bis dahin hatten die Leute größtentheils ihr in Havre mitgenommenes Wasser gebraucht. Dieses war zu Ende gegangen und es wurde nun auf Befehl des Kapitäns im Beisein des ersten Steuermannes nach den Bettnummern jedem (vielmehr einigen zusammen) ein gewisses Maß in die dargereichte große Flasche gemessen, was frohe Gesichter hervorbrachte, denn Wassermangel ist etwas gar Empfindliches und dieser war bei den meisten nahe.

Am Samstag Nachmittag, den 4. November, hieß es: „Der Keller ist geöffnet und jeder erhält seine Kartoffeln.“ Doch, wie überrascht waren viele, als sie sahen, wie eine beträchtliche Anzahl Säcke geöffnet, die Kartoffeln auf einen Haufen geschüttet und nach den Bettnummern und der Anzahl der in denselben schlafenden Personen jedem ein gewisses Maß für die nächste Woche zugemessen wurde. Der erste Steuermann führte die Aufsicht und bestimmte das Maß, das jedenfalls ein hinreichendes genannt werden muß, es müßte sonst Jemand unersättlich sein. In diese Gütergemeinschaft mußte sich Jeder finden; hier half kein Widersprechen, denn

der Kapitän ist Herr auf dem von ihm geführten Schiffe. Die Vertheilung hat auch in so fern ihr Gutes, als mancher arme Teufel so vor Hunger geschützt wurde, denn obgleich jeder Reisende eine vorgeschriebene Anzahl von Lebensmitteln bei sich haben soll, so ist doch die Aufsicht nicht von der Art, daß dies von jedem pünktlich befolgt wird oder befolgt werden muß. Wir hatten sogar Leute an Bord, die gar keine Lebensmitteln bei sich führten.

Bald darauf hatte man Gelegenheit, die Thätigkeit der Leute, die Vorbereitungen zum Kochen der Kartoffeln zu bewundern, denn mehrere waren fast 8 Tage ohne diesen Nahrungszweig gewesen. Nachdem sich alle gesättigt hatten, ward es, besonders durch freundlichen Mondschein begünstigt, munter auf dem Verdecke und blieb es bis tief in die Nacht. Die Luft war schon seit mehreren Tagen sehr mild, fast warm und die Leute sangen in Gruppen. Hier ertönte das Lied vom weiland berüchtigten Räuberhauptmanne Rinaldini, dort „Schleswig-Holstein meerumschlungen," dort „Was ist des Deutschen Vaterland," an einem andern Platze eine Art Kirchenlied, und wieder aus andern Kehlen das herrliche Lied: „Großer Gott, wir loben Dich" ꝛc. ꝛc. Der auf diesen freundlichen Abend folgende Sonntag war ein recht trübseliger für die Schiffsbewohner. Der Wind war wieder sturmähnlich, das Schiff schaukelte außergewöhnlich stark und viele Leute waren wieder unwohl. Gegen Abend entstand ein heftiges Gewitter. Das Meer ging hoch, sehr hoch. Dazwischen das fortwährende Leuchten des Blitzes von allen Seiten, das Brüllen und Krachen des Donners. Alles zieht sich in's Zwischendeck zurück. Manches ängstliche Gemüth, das Abends vorher aus voller Kehle „Rinaldo Rinaldini" gesungen, hofft jetzt durch Herplappern von Gebeten den Gott des Donners zu beschwören. Heftiger Regen, der, so weit als möglich, in Fässern aufgefangen wird, erfolgt. Die Thätigkeit der Schiffsleute ist sehr groß. Kapitän, Steuerleute und Matrosen fliegen bald rechts, bald links, die Segel werden abgerefft, wieder aufgehißt, anders gewendet, wie

es der Wechsel des Windes, der bald von dieser, bald von jener Seite bläst, gebietet. Sie scheuen weder Sturm noch Regen, weder Blitz noch Donner. Kurz vor 11 Uhr Nachts sind noch 8 bis 10 Mann ganz oben am Hauptmaste beschäftigt, um Schiff und Menschen durch Anstrengung und Klugheit möglicher Weise vor den Gefahren des Sturmes und Unwetters sicher zu stellen. Diese Neger, so hoch in der Luft, zuweilen von einem zuckenden Blitzstrahle beleuchtet, machten einen eigenthümlichen Eindruck. Schauerlich klangen dazwischen die fortwährenden Befehlsrufe des Kapitäns und das Echo derselben von Seite der Steuerleute. Endlich gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr legte sich das Unwetter, der Mond tritt in vollem Glanze hervor, das Meer besänftigt sich und kraftvoll durchschneidet unser Calhoun die Wogen. Die Gefahr ist glücklich vorüber *).

Der folgende Tag, Montag 7. November, ist ein herrlicher Tag auf dem Meere. Heiter, wie die Strahlen der Sonne, sieht es auf dem Gesichte der Menschen aus. Dabei bläst der Wind kräftig in 18 aufgespannte Segel. Leider wäre dieser Tag fast durch eine Prügelei zwischen dem ersten Steuermanne und einem Reisenden getrübt worden, doch durch noch rechtzeitige Klugheit von beiden Seiten und durch Vermittlung einiger besonnenen Männer wurde der schon begonnene Faustkampf, der in eine Messerschlacht überzugehen drohte, noch glücklich beigelegt, was innige Freude von allen Seiten verursachte. — Auf dem Verdecke wurden durch die Matrosen Segel ausgebessert, wodurch die Reisenden sehr im Raume beeinträchtigt wurden, zumal die ausgedehnte Vollmacht der Schiffsmannschaft wenig Widerspruch gestattet. Die Nacht ist günstig und das Schiff geht am 8. Vormittags 11 Uhr bereits an den Azoren, wie der Kapitän Einigen von uns mittheilt, vorüber.

Der Gesundheitszustand ist trotz des großen Schmutzes,

*) Ich betrachtete die ganze Scene aus der Thüre meiner Cajüte, und werde die schauerlich-schönen Eindrücke, so lange ich lebe, nicht vergessen. Es war wirklich etwas Großartiges.

der von vielen Reisenden veranlaßt wird, trotz der mannigfachen Entbehrungen und Unbequemlichkeiten ziemlich gut. Schwererkrankte finden sich nicht am Bord, mit Ausnahme einiger schwächlichen Frauen und kleinen Kinder. In der Nacht vom 8. auf den 9. fordert plötzlich der Tod ein Opfer. Ein Mitreisender ruft um Mitternacht den in meiner Kajüte mitwohnenden Arzt zu schleuniger Hilfe. Ein Mann, so heißt es, leidet am Blutsturze. Der Arzt eilt hin. Der Leidende liegt bereits am Vordertheile des Schiffes, wohin er sich noch vor wenigen Minuten geschleppt hat, rettungslos. Der Puls geht noch, wird aber schwächer und schwächer. Nach wenigen Minuten ist er — nicht mehr! Neben ihm liegt eine große Lache Bluts. Die Frau jammert und wehklagt, daß es zum Erbarmen ist; dazu das herzzerreißende Schreien ihrer 3 kleinen Kinder. Alles das mitten in der Nacht auf einem Schiffe, mitten auf dem Meere! — Raum und Gelegenheit zum Nachdenken für Viele! — — Dieser Todesfall machte einen peinlichen Eindruck auf alle Mitreisenden. Bei weiterem Sprechen über denselben wird behauptet, es habe dieser Mann bereits auf der Reise nach Havre und in Havre selbst mehrfach am Blutsturze gelitten. Ich erfahre nach weiterer Erkundigung am Tage, den 9. November, daß der verstorbene Adam Schneider geheißen habe und in Nackenheim, Provinz Rheinhessen, wohnhaft gewesen sei. Der Schrecken der Leute mildert sich nach und nach. Man sieht ein, daß dieser Todesfall auch auf dem Lande hätte vorkommen können und daß er keineswegs durch das Fahren auf dem Schiffe veranlaßt worden sei. Sie gehen ihren Geschäften nach, welche hier nur im Reinigen und Kochen bestehen. Nachmittags erklärte der Kapitän, die Leiche solle gegen 4 Uhr begraben, d. h. in's Meer gesenkt werden. Die Vorbereitungen hierzu werden getroffen und bestehen einfach in Folgendem: Der zweite Steuermann nahm ein Stück altes Segeltuch, und legte auf dasselbe einige schwere Steine und nähete die Leiche sammt jenen fest ein Nachdem dieses geschehen, wurde dieselbe auf ein großes

Brett gelegt und vom Vordertheile des Schiffes durch zwei Matrosen in die Mitte desselben getragen. Da der Kapitän, wie schon bemerkt, der deutschen Sprache nicht mächtig war, so übernahm es auf seinen Wunsch ein Deutscher, einige Worte über den unerwarteten Todesfall zu der versammelten Menge zu sprechen und sie dann zu einem frommen Gebete für den Verstorbenen aufzufordern. Nachdem derselbe geendet, wurde auf ein von ihm gegebenes Zeichen die Leiche in's Meer gesenkt. — Das Ganze ging, trotz der Einfachheit, zu der uns unsere Lage nöthigte, so zu, daß manche Thräne floß.

An diesem Tage ging es ernst auf dem Schiffe zu. Das Singen und Jubiliren war den meisten nach diesem Vorfalle vergangen. Doch es war nicht anders und jeder sah ein, daß der Tod den Gestorbenen auch auf dem Festlande hätte ereilen können; muß ja alles, was geboren ist, sterben. Das Meer und die Fahrt auf demselben waren nicht Schuld. Ruhe und Heiterkeit kehrten nach und nach zurück.

Wie Leben und Tod neben einander sind und wie auf den Tod Geburten folgen, so ging es auch auf unserem Calhoun zu. Kaum 24 Stunden nachher, als unser Todter in das Meer gesenkt worden war, wird der Arzt gerufen und es heißt, „im Keller ist soeben ein Frauenzimmer von einem Knaben entbunden worden." Eine Hebamme war glücklicher Weise auf dem Schiffe und als der Arzt hinkommt, ist schon Alles in Ordnung. Nur Licht wird gewünscht, welches der Kapitän auch bewilligt, denn die eine Laterne im Keller reicht ja nicht einmal nothwendig aus und die Leute besitzen kein eigenes Licht. Trotz der sehr dumpfen Wohnung sind Mutter und Söhnlein wohlauf. Es ergibt sich, daß der Vater des Kindes anwesend ist. Er bekennt sich als solcher, leistet der Mutter bereitwilligst Dienste und sagt, daß er sich noch in Havre habe kopuliren lassen wollen, das Schiff aber bereits zwei Stunden nach seiner Ankunft daselbst abgesegelt sei. Sei es möglich, auf dem Schiffe von Seite des Kapitäns kopulirt zu werden, so sei er dazu bereit, sobald seine Braut so weit hergestellt sei, um auf das

Verdeck zu gehen und diese Handlung mit sich vornehmen lassen zu können. Es verbreitet sich dieses Vorhaben bald unter den Mitreisenden; der Kapitän erfährt es und erklärt seine Bereitwilligkeit. Einige scheinbar überfromme Mitreisende, von denen aber, beiläufig gesagt, mehrere Paare in sogenannter wilder Ehe leben, schütteln den Kopf, während andere das Vorhaben dieses Paares nur angemessen finden. Es könne sich ja später das Paar in Amerika kirchlich einsegnen lassen ꝛc. Doch man sprach bald nicht mehr von der Sache und beobachtete fort und fort, ob das Schiff gut laufe, aß, kehrte nach und nach fleißiger an seinen Bettstellen herum, forschte nach, wer schmutzig sei, suchte diese zur Reinlichkeit anzuhalten, und als dies nicht gelingen wollte, wurden sie, namentlich einmal alle Kellerbewohner, damit gestraft, daß man ihnen für einen ganzen Tag das Wasser entzog, bestellte unter sich Aufseher, um so selbst die schmutzigsten Leute wenigstens etwas mehr zur Reinlichkeit gleichsam zu zwingen.

Eine wohlthätige Veränderung für die Zwischendeckreisenden war es am 13. November, daß sie alle ihre Betten und Strohsäcke auf's Verdeck bringen mußten. Dadurch kam andere Luft in's Zwischendeck. Man konnte, man mußte sauber kehren, denn es zeigte sich genau, wo die größten Schweine waren. Dasselbe geschah am 14. mit den Betten der Kellerbewohner und hatte dieselben wohlthätigen Folgen. Leider erlaubte ein eintretender Regen nicht, dieselben bis gegen Abend oben zu lassen.

Vom 13. November an war der Wind nicht günstig und blieb leider mit kleinen Unterbrechungen so mehrere Tage, was denen, die in 30 Tagen die Fahrt zu Ende gebracht glaubten, diese Hoffnung nahm, und das um so mehr, als der Kapitän am 15. Mehreren zu verstehen gab, daß wir noch lange günstigen Wind haben müßten, wenn die Reise von heute an in 25—30 Tagen zu Ende geführt werden sollte.

Freitag der 17., war nach einer sehr stürmischen Nacht,

wieder ein noch mehr stürmischer Tag. Viele Leute wurden auf's Neue unwohl und mußten theilweise das Bett hüten. Meine gute Frau gehörte leider immer zu denen, welche unwohl wurden, sobald das Wetter und der Wind tobten. Meinen Kindern und mir ging es leidlich, mit Ausnahme unseres jüngsten Kindes, welches, vermuthlich in Folge des Zahnens, in diesen Tagen ernstlich erkrankt war. Dieser Tag sollte noch durch die auffallende Rohheit des zweiten Steuermannes bemerklicher gemacht werden. Er schlug nämlich zweien Matrosen (Negern) mit einem Klöpfel tiefe Löcher in den Kopf, und zwar dem einen am vorderen Mastbaume mit solcher Kraft, daß derselbe vom Dache der Matrosenkajüte auf das Verdeck halb todt herabfiel. Alle Reisenden waren ob solcher Unmenschlichkeit tief entrüstet. Der erste Steuermann machte dem zweiten Vorwürfe, und als der Kapitän das Geschehene erfuhr, gab es scharfe Worte, unter der beigefügten Drohung, daß, käme es wieder vor, er (der Steuermann) durchgeprügelt werden würde. Dennoch schwieg dieser Mensch nicht und ich bewunderte mit vielen Andern die männliche Ruhe und das Menschlichkeitsgefühl des Kapitäns. — Rohe Menschen bleiben unter jeder Hülle roh, so auch jener Steuermann.

---

§. 9.

Eine Hochzeit auf dem John C. Calhoun.

Unterdessen erschien der 19. November, ein Sonntag. Die Sonne ging freundlich lächelnd in fernen Osten auf und stimmte der heitere blaue Himmel, die erquickende, keineswegs drückende Sonnenwärme auf unserm Calhoun die Menge sonntäglich. Schon früh ward es wach auf dem Verdecke, denn man war froh, der dumpfen Luft im Zwischendecke und im Keller für einige Zeit entrinnen zu können. Mancher hätte schon weit lieber die Nächte schlafend auf dem Verdecke zugebracht, was indeß klüglich vom Kapitäne und ersten Steuermanne nicht zugegeben wurde. Kaffee- oder Morgensuppe wurde bereitet. Viele saßen mi-

Gebet- oder Gesangbüchern auf dem Verdecke und hatten reinliche Hemden angezogen, um sich gemüthlich des Tages des Herrn zu erfreuen. An das, was dieser Tag bringen sollte, an eine Hochzeit, dachten ernstlich die Wenigsten. Gegen 10 Uhr etwa erkundigte sich der Kapitän, ob das Brautpaar noch geneigt sei, sich kopuliren zu lassen, und ob der Zustand es erlaube, daß dieses heute geschehe. Der Arzt und sonstige Boten wurden in den Keller entsendet, um nähere Nachrichten darüber zu bringen. Der erstere erklärte den Gesundheitszustand für geeignet, um heute die Kopulation vorzunehmen. Der Bräutigam wurde herbeigerufen und ihm ernstlich die Frage vorgelegt, ob er darauf beharre, daß die Kopulation auf dem Schiffe vorgenommen werde? Er bejahte dieses für sich und im Namen seiner Braut. Man bedeutete ihm nun, daß er sich und jene, so gut es eben gehe, zu der Feier festlich herausputzen möge. Der Kapitän bewilligte ihm hierzu besonders eine Laterne, da es ohne solche im Keller nicht anging. Es wurde nun noch für vier Paare Sorge getragen, welche als Brautführer dienen sollten. Auch diese putzten sich, wie denn überhaupt alle, denen es möglich war, denn man sah nun ein, daß dieser Sonntag noch ein besonders festlicher werden würde. Auf Nachforschungen fand sich, daß auch vier Musikanten am Bord waren. Auch diese wurden aufgefordert, ihre Instrumente in Ordnung zu bringen. Es waren ein Geiger, ein Klarinett-, ein Flöten- und ein Hornbläser. Sie versuchten, zusammen zu spielen und es gelang ihnen bei ihren Proben im Keller. Der Kapitän wurde von Allem in Kenntniß gesetzt und beauftragte nun einen Deutschen, da er dieser Sprache nicht mächtig war, in seinem Namen und an seiner Seite die Kopulation vorzunehmen, wozu sich jener auch bereit erklärte. Der Deutsche ließ nun die Musikanten an der rechten Seite der Kapitänskajüte mit ihren Instrumenten aufstellen. Zwei Paaren der Brautführer wurden ihre Plätze rechts, zweien links vor derselben angewiesen. Der Platz in der Mitte beider

ward für das Brautpaar bestimmt. Diesem gegenüber stand der vom Kapitän bestimmte Deutsche und jener selbst, und hinter diesen beiden die eigentlichen Zeugen. Hinter dem Brautpaare und den Brautführern Alle, die nur irgend abkommen konnten. Im feierlichen Marsche, unter Begleitung der Musik, stellten sich alle wie angegeben auf. Der kopulirende Deutsche sprach darauf ungefähr folgende Worte:

Verehrte Reisegenossen!

Hat uns vor nicht langer Zeit ein trauriges Ereigniß zusammengeführt (ich meine die Versenkung des verstorbenen Ad. Schneider), so ist es heute dagegen ein freudiges. Herr Anton Kern, aus Schutterthal im Großherzogthume Baden, hat das Verlangen ausgesprochen, mit der schon lange von ihm geliebten Brigitta Schmitt von da, kopulirt zu werden. Sollten wir länger anstehen, den Wunsch der beiden Liebenden zu vollziehen, da der Kapitän des Schiffes hiezu seine Bereitwilligkeit und Berechtigung ausgesprochen hat? — Da der Kapitän Short der deutschen Sprache nicht mächtig ist, so hat er mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, in seinem Namen und an seiner Seite die Kopulation zu vollziehen.

Wichtig bleibt dieses Ereigniß und ganz übereinstimmend mit den göttlichen Gesetzen, in denen es heißt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin geben.“ So dachte und denkt auch unser Herr Kern. — Im Namen des Kapitäns Short frage ich nun Sie, Herr Anton Kern, wollen Sie die neben Ihnen stehende Brigitta Schmitt zu Ihrer Frau, so beantworten Sie dieses mit einem lauten „Ja.“

Und Sie, Brigitta Schmitt, wollen Sie den neben Ihnen stehenden Anton Kern zu ihrem Ehegemahl, so antworten Sie gleichfalls mit einem lauten „Ja.“

Da Sie nun Beide eingewilligt haben, so reichen Sie sich die Rechte und im Namen des Kapitän Short erkläre ich die Ehe nach Seefahrergebrauch für geschlossen.

Gott, der Allmächtige, der durch seinen heiteren Him-

mel, den er uns heute schenkt, uns zeigt, daß er an dem Gefallen zu haben scheint, was wir begonnen, möge Sie in seinen besonderen Schutz nehmen und Ihre Ehe reichlich segnen. — Der Segen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes begleite Sie auf Ihren Wegen für und für! Amen.

Unterzeichnen Sie nun noch diesen Akt, den dann der Kapitän Short, der Zeuge Dr. Wilhymann und ich nach Ihnen unterschreiben werden.

Dieser Akt war der Kopulationsakt, der nun von dem neuen Ehepaare und von den vorhin angedeuteten Personen unterzeichnet wurde. Die Musikanten spielten hierauf wieder ein passendes Stück und der Redende sprach noch zu der Menge:

Herr Kapitän Short wird nun auch auf Verlangen der Eltern die Taufe des neugebornen Knäbleins vornehmen. Schenken Sie dieser wichtigen Handlung Ihre Aufmerksamkeit.

Unterdessen war die Hebamme mit dem kleinen, festlich geputzten Erdenbürger in die Kajüte des Kapitäns gekommen. Dieser zog sich mit den beiden Pathen und noch einigen Anderen in sein Zimmer zurück und taufte hier nach Seemannssitte das Knäblein: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes," in englischer Sprache. Der Kleine erhielt den Namen: „John C. Calhoun (Kern.)"

Die Würde und der Anstand, mit dem diese Handlungen vollzogen worden waren, hatte auf alle Anwesenden den sichtbarsten Eindruck gemacht. Die früheren Gegner behaupteten nun, sie hätten sich die Sache ganz anders, mehr als einen Scherz gedacht; sie seien nun eines andern belehrt worden.

Jeder ging hierauf an sein Mittagsmahl. Nach 2 Uhr rief die Musik die tanzlustige Menge auf das Verdeck, wo jetzt Walzer, Hopser, Galoppaden, Schottisch und noch andere Tänze gewechselt wurden. Heiterkeit strahlte auf vielen Gesichtern und alle waren wenigstens munter gestimmt, auch die, welche nicht tanzten. Der Kapitän gab seine Freude und seinen Beifall mit dem ersten Steuermanne vielfach zu erkennen. Auch die Matrosen tanzten vor ihrer Kajüte ihre pos-

sirlichen Tänze. Kurz, es war ein festlicher Tag, so festlich, als er sich nur auf unserem Schiffe abhalten ließ. Das Wetter blieb so günstig, als man nur wünschen konnte; das Meer war ruhig und der Wind vortheilhaft. Ein dreimaliges Lebehoch auf den Kapitän Short schloß die Feier.

§. 10.

Fortsetzung der Reise von Havre nach New-Orleans.

Die Nacht, welche dem festlichen Tage folgte, war erquickend für die müden Personen, nur der Gegenwind war unangenehm und das um so mehr, da am folgenden Montage das Schiff durch ihn in eine stark schaukelnde, fast unerträgliche Bewegung versetzt wurde, die uns durchaus nicht förderlich für unser Weiterkommen war. Nachmittags war Appell von Seite des Kapitäns, um zu erfahren, ob sich vielleicht noch eine Person eingeschmuggelt habe*). Dieses war nicht der Fall, und so viel ich erfuhr, waren 50 Knaben und 60 Mädchen (kleinere Kinder) und 240 bis 250 Erwachsene an Bord. Der Gegenwind hielt an. Der Zeitunterschied betrug am 21. schon über drei Stunden. — Ein Windfang, den der Kapitän heute in den Keller hinabließ, wirkte gar wohlthätig für die Bewohner dieses, und die Reisenden sprachen sich dankbar aus. — Das sonstige Leben bleibt sich ähnlich. — Am 22. ruft der unerbittliche Tod ein etwa 6 Monate altes Kind ab, welches gegen Abend in aller Stille in's Meer gesenkt wird. — Das Wetter ist so freundlich, die Luft so warm, daß man es fast für Wetter auf dem Meere zu schön nennen möchte. — Am 23. herrscht beinahe Windstille, am 24. ist die Hitze sehr lästig. Dieser Tag zeichnet sich noch dadurch aus, daß sich die ersten Vögel sehen lassen. Es geräth auch ein Bauer mit einem Matrosen und dem Schiffsjungen in Streit. Nach stattgehabter ernstlicher Untersuchung verurtheilte der Kapitän alle 3 dazu,

*) Einen Italiener, den man schon in den ersten Tagen der Fahrt als sich eingeschmuggelt entdeckt hatte, verurtheilte der Kapitän einfach dazu, Matrosendienste zu verrichten, da es ihm an jedem Mittel zur Bezahlung fehlte. Er bekam auch das Essen, da er ohne Lebensmittel war.

zuerst auf dem Dache seiner Kajüte zu stehen, dann bindet er dieselben, einen nach dem andern, an's Schiff und zählt jedem eine gewisse Anzahl Hiebe mit einem Stricke auf, was bei diesen rohen Menschen am einfachsten zu wirken scheint. — Ein Dampfboot, das in Sicht kommt, und, wie der Kapitän sagt, von New-York nach Kalifornien geht, verursacht Freude. Man flaggt von beiden Seiten nach Seefahrergebrauch. — Abends ziehen sich mehrere schwere Gewitter zusammen. Ein fürchterlicher Sturm erhebt sich mit Blitzesschnelle und droht unser Schiff zu verderben. Blitz und Donner folgen Schlag auf Schlag. Die Kette an einem der großen Segel des Hauptmastes zerreißt. Es entsteht dadurch ein entsetzliches Rollen. Das Segel selbst zerreißt in Stücke. Die Bewohner des Zwischendecks kommen angstvoll an die Eingänge mit der Befürchtung, das Schiff werde untergehen. Kapitän, Steuerleute, Matrosen und mehrere Reisende sind in fortwährender Thätigkeit, um die Segel zusammenzuziehen oder einzureffen. Es ist eine schauervolle Nacht. Bis gegen Mitternacht hält der Sturm an. Das Meer beruhigte sich endlich nach und nach und der Rest der Nacht vergeht gut. Mein jüngstes Kind erkrankt in dieser Nacht mehr und sein Zustand wird bedenklich. Der Arzt gibt Mittel*); der Kapitän besucht uns am folgenden Morgen und erkundigt sich gar herzlich nach dem Befinden des Kindes**). — Am 25. wieder Gewitter, doch weniger stark als gestern. Der Abend wieder sehr freundlich beim Mondschein. — Sonntag den 26. starben leider 2 Kinder. Eines derselben war wohl das freundlichste Kind auf dem Schiffe gewesen***).

*) Nur die nothdürftigsten Arzneien, aber auch nur diese, liefert der Kapitän.

**) Dieser Herr kam täglich mehremale zu mir, um zu sehen, was meine Frau und Kinder machten. Unser Verhältniß wurde ein immer mehr befreundetes und blieb es fortwährend. Manchen Abend saßen wir bis nach 11 Uhr vor der Thüre meiner Kajüte, eine Pfeife rauchend und uns unterhaltend. Es waren angenehme Stunden.

***) Vielleicht mag das Trinken des mit jedem Tage schlechter gewordenen Wassers den frühzeitigen Tod dieser Kinder mit veranlaßt haben. Leute, welche mit kleinen Kindern über See fahren, werden daher wohl thun, vielen Reis mitzunehmen, um den Kindern täglich Reis-

Vor dem Versenken derselben (beide wurden in einen Lappen Segeltuch nebst einigen Steinen eingenäht) sprach ein Deutscher ernste Worte zu den Mitreisenden, rieth, den Kindern ja täglich frisches Reiswasser zu kochen und zu trinken zu geben und forderte sie, ernstlich mahnend, zur Reinlichkeit und Mäßigkeit auf, denn viele aßen so darauf los, als sollten sie gemästet werden. Seine Worte fanden Anklang und brachten sichtlich gute Früchte hervor. — Der Abend war fast zu schön für Seefahrer.

Vom 27. an ist der Wind günstiger, die Luft wird kühler, die Anker des Schiffes werden am Vordertheile in Ordnung gebracht und es wird viel von Seite der Matrosen geputzt. Der sehr günstige Wind an diesem Tage treibt uns rasch vorwärts. Gegen Abend besteigt der Kapitän den Mastbaum und sagt mir später, er erwarte die bevorstehende Nacht Land zu sehen. — Am 28. ist Alles in der Erwartung auf Sichtbarwerden von Inseln. Endlich zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags zeigen sich große Inselgruppen, die Bahama-Inseln (zu Westindien gehörend). — Weiterhin rechts und links felsige Küsten in einiger Entfernung. Die Segel des Schiffes werden am 29. vielfach gewendet. Die fortwährenden Riffe, die sogenannten Bahamabänke, veranlassen den Kapitän zur größten Vorsicht. Er kommt weder bei Tag noch bei Nacht in's Bett. — Drei Neger von einer nahen westindischen Insel fahren in einem Nachen an unser Schiff und bieten Fische und Schwämme an. Der Kapitän gibt ihnen dafür gesalzenes Fleisch, Speck und Schiffszwieback. Die Neger fahren mit vergnügten Gesichtern wieder ab. Viele Schiffe in der Nähe, von denen manche gleichsam Wacht halten, ob etwa ein Unglück sich zeige. — Am 30. November fahren wir bei günstigem Winde in den Golf von Mexiko und die Gefahren, welche wir wegen des niedern Wassers (es maß nur 16 Fuß und die Wasserfarbe war hellgrün) seit etwa drei

---

wasser zu kochen und dieses denselben zu geben, da Milch nie zu haben ist und sogenannte eingekochte in den meisten Fällen verdirbt. Ich wenigstens fand dieses Getränk für meine Kinder (und andere) gut und gesund.

Tagen zu bestehen gehabt hatten, scheinen vorüber zu sein — Mittags wieder Inseln. — Viele Schiffe in Sicht. Der erste Tag des Dezembers bringt uns bei günstigem Winde rasch vorwärts. Es wird ein großer, etwa 150 Pfd. schwerer Fisch gefangen. In der Nacht und Tags darauf schwächerer Wind. Die Luft ist erquickend. Alle hoffen, bald am Ziele der Reise zu sein.

Der 3. Dezember (Sonntag) sollte festlich begangen werden, doch scheiterte die Ausführung an der Uneinigkeit besonders der Schweizer und Elsässer, die wenige Tage vorher am Heerde streitig geworden waren und sich gegenseitig glühendes Fett übergeschüttet hatten. Dieser Sonntag war überhaupt wieder einer von jenen Tagen, von denen es heißt sie gefallen mir nicht. — Vom Mittage an folgte ein Gewitter dem andern. Gegen Abend war es so kühl, ja kalt, wie kaum zuvor, und der günstige Wind hatte sich einmal wieder in Gegenwind verwandelt. Die Hoffnung einer baldigen Erreichung des Reisezieles entschwand. Da am Montage und Dienstage bis Mittwoch dieser Wind und diese rauhe, ja kalte Luft anhielten, das Schiff bei dem starken Gegenwinde heftig schaukelte, so gab es wieder traurige Mienen und kranke Personen. Der Unterschied der Luftbeschaffenheit war in diesen Tagen so bedeutend, daß Alle ihre Sommerkleider wieder ab- und ihre Winterkleider anlegen mußten. Waren warme Betten bisher oft lästig geworden, so war Jeder jetzt froh, wenn er sich solcher des Nachts bedienen konnte.

Am 5. lagen wieder viele Leute an der Seekrankheit darnieder, so auch meine Frau. Die Luft ist gar zu kalt. In der folgenden Nacht so fort. — Am 6. macht der Kapitän die Entdeckung, daß ihm ein Korb mit Champagnerwein geplündert worden sei. Zwei Badenser sind die wahrscheinlichen Thäter. Nach geschlossener Untersuchung werden sie aneinander geschlossen, und da sie gefährliche Drohungen aussprechen, so werden sie während der Nacht mit ihren vier Armen, zwischen ihnen ein Balken, angeschlossen und müssen

in diesem Zustande stehend die Nacht zubringen. — In der Nacht auf den 7. plötzlich ein sehr heftiger Sturm, der sehr gefahrdrohend und uns, dem Ziele ziemlich nahe, sammt dem Schiffe zu zernichten fast geeignet ist. Durch die kluge Entschlossenheit des Kapitäns und die aufopfernde Thätigkeit der Schiffsmannschaft wird dieses fast schon wahrscheinliche Unglück noch abgewendet. Leider Gegenwind und kalt. — In der Nacht auf den 8. verkündet ein mehrfaches Wenden der Segel, daß der Wind sich günstiger gestaltet haben müsse. Die Farbe des Wassers ist mehr hellgrün, ein Zeichen, daß wir dem Ziele näher rücken. Die Thätigkeit der Schiffsmannschaft ist sehr groß. Neues Hoffen. — Es stirbt noch ein Kind.

Endlich zwischen 2 und 3 Uhr wird der Nachen sichtbar, der uns den Piloten (Lootsen) bringt. Manche zweifeln noch, aber es ist wirklich der Pilote, und kaum eine halbe Stunde später schleppt uns ein bereits angekommenes und vor unser Schiff gespanntes Dampfboot raschen Fluges in die Mündung des Mississippi. Alle Reisenden sind wie neu belebt, und vor lauter Freude werfen schon manche ihre Strohsäcke sammt dem Stroh in den Fluß, ohne zu bedenken, daß sie noch die folgende Nacht und den nächsten halben Tag auf dem Schiffe verbleiben müssen, bevor New-Orleans erreicht ist. Doch die Freude kennt bei Einzelnen keine Grenzen und sie können sich kaum satt sehen an den verschiedenen Plantagen und an dem frischen Grün, welches sich an beiden Ufern dieses mächtigen Stromes den Blicken darbietet. Die Nacht wirft endlich den Schleier über die Erde, nachdem unser Schiff von dem bisherigen Dampfboote abgehängt und an ein anderes, an dem bereits 2 Segelschiffe befestigt, noch hinten als drittes angebunden worden war. Diese Nacht vergeht munter und der 9. Dezember findet schon in aller Frühe die schaulustige Menge an den eigenthümlichen hölzernen Häusern und Häuschen, an den fremdartigen Bäumen und deren Grün, an dem Ried und den Plantagen sich weiden. So etwas am 9. Dezember, wo in

[illegible] Blick [illegible] der [illegible] ein [illegible] von New-Orleans. Einige zweifeln noch; aber, heißt es, es kann keine andere Stadt sein. Und sie war es wirklich, es war in Wahrheit das von den Meisten so sehnlichst erwartete Ansegel. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags machte unser Cathrin*) im Hafen von New-Orleans Halt.

---

§. 11.

Ueber die Ankunft in New-Orleans und Einiges, was diese Stadt und das Treiben in derselben angeht.

Sobald das Schiff Anker geworfen hatte, [illegible] irgend Verwandte, Bekannte und Freunde in New-Orleans hatte, in die Stadt, um diese aufzusuchen. [illegible] einem Untersuchen oder Nachsehen [illegible] größeren Kisten mußten [illegible] bleiben, da es hieß, die [illegible] ob zu verzollende Gegenstände [illegible] kleine Reisebedürfnisse, [illegible] Jeder mitnehmen. [illegible] ließen sich einige Herren [illegible] der deutschen Gesellschaft [illegible] Reisegenossen [illegible] digkeit auf dem Schiffe [illegible] Kenntniß, daß der, welche [illegible] dazu fände. [illegible] gleich Effekten [illegible] Kosten und [illegible] werden. [illegible]

---

*) [illegible]

Wünsche, wie die etwaige Unterstützung von Reisenden ꝛc. sollten bis Montag (wir kamen Samstags an) vorgebracht und in möglicher Weise erledigt werden*). Das größere Gepäck sollte man Montag abholen. In dieser Beziehung trat eine Aenderung ein. Als ich am Tage nach unserer Landung (Sonntag) auf das Schiff kam, um nach meinen Sachen zu sehen, waren alle Effekten, bis auf die meinigen, bereits vom Schiffe. Man hatte das noch Samstag Nachmittag, ohne die Zollbeamten abzuwarten, fertig gebracht, da man des Lebens auf dem Schiffe satt war. Ich nahm nun auch, so viel sich auf einen Wagen (man hat hier einspännige Karren) laden ließ, sogleich mit und holte am Montag früh meine größeren Kisten. Mir, und nur allein mir, ward dabei das unangenehme Vergnügen zu Theil, in Gegenwart von zwei Zollbeamten eine meiner Kisten öffnen zu müssen. Man genügte sich indeß damit, unter den gelüfteten Deckel zu sehen, und als man das Weißzeug bemerkte, war man zufrieden gestellt und ich durfte nun auch diese Sachen fortschaffen lassen.

Das Wetter war bei unserer Ankunft am 9. Dezember sehr mild. Das rege Treiben in New-Orleans selbst macht einen freundlichen Eindruck auf den, der Dinge der Art zu würdigen versteht. Hier herrscht Leben, Handel und Wandel. Omnibus, Kutschen, Packwägen, Reiter, Fußgänger; Weiße, Schwarze, Gelbe; englisch, französisch, deutsch, zuweilen spanisch redende Leute, Alles bunt durcheinander.

Wer von Europa, namentlich wer aus Deutschland kommt, findet hier auf den ersten Augenblick Alles theuer, viel theurer als zu Hause; doch soll der Verdienst gleichen Schritt mit der Theuerung halten, wie ich höre, und es dem Mäßigen, Thätigen und dabei Sparsamen dennoch möglich sein, voranzukommen. Eben ist die Theuerung selbst nach den Begriffen der hier Lebenden ungewöhnlich groß, so groß,

*) Ich komme auf dieses und vieles andere in dem folgenden *Abschnitte zurück*, es gilt hier nur, die Reisebeschreibung in einem *Faden zu Ende zu führen*.

wie nie vorher, was darin seinen Grund hat, daß der Mississippi in den letzten Monaten zu niedrig war, um Lebensmittel, wie Kartoffeln, Mehl ꝛc., in großer Menge zu bringen, und der Fluß nach oben hin zugefroren ist. Nach einigen Wochen schon soll die Theuerung nachlassen.

So weit war vorliegende Schrift am 9. Dezember des Abends fertig, denn bis auf die letzten Zeilen hatte ich Alles während der Ueberfahrt niedergeschrieben, damit der Eindruck sich mir nicht, wie so Manchem vor mir, verwische.

Bevor ich zu dem zweiten Theile, den „Erinnerungen," übergehe, noch einige Bemerkungen.

Ich habe der deutschen Gesellschaft erwähnt, welche die Leute einlud, ein Schiff nach St. Louis zu besteigen ꝛc. Ich glaubte, es stecke etwas Besonderes dahinter, doch die Sache ist so: Bei dem außerordentlichem Andrange von Reisenden zu dieser Jahreszeit hierher nach New Orleans, und besonders solcher, welche mittellos sind, gilt es, die Leute möglichst rasch los zu werden und das wird am ehesten auf die angedeutete Weise erreicht. Sind dieselben nur erst von hier fort, so mögen sie sehen, wie sie weiter kommen. Von der Erfüllung sonstiger Wünsche konnte ich am folgenden Montage (11. Dezember) und auch später nicht viel erfahren *). Derartige Vereine und deren Ankündigungen in den Zeitungen nehmen sich recht verdienstlich aus, aber verlasse sich ja Niemand auf ein nachhaltiges Unterstützen derselben. So gut es auch diese Männer meinen mögen, so sind sie beim besten Willen nicht im Stande, jenen Anforderungen, welche man an sie macht, auch nur einigermaßen genügend zu entsprechen. „Hilf Dir selbst, und Dir ist geholfen," dieser Satz bewahrheitet sich in Amerika in kaum zu ahnender

*) Eine rühmliche Ausnahme fanden die 133 Wimpfner, die von allen Mitteln entblößt, anfangs März hier landeten. Die deutsche Gesellschaft nahm sich dieser wirklich unglücklichen Leute rühmend an, erließ Anzeigen in den Zeitungen und sammelte auch sonst für sie. Aber der Anblick war auch ein schauderhafter. In einer hölzernen Baracke, (eine Art Scheuer nach hiesigen Begriffen) saßen und lagen dieselben auf Streu und auf dem Boden umher. Mehrere starben alsbald. — Vielen Anderen geht es noch schlimmer.

Weise und Größe. Möchte das doch Jeder beherzigen, ehe er die Heimat schnöde aufgibt!

Ich sagte oben, die Theuerung werde schon nach einigen Wochen abnehmen. Auch diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Im Gegentheile, sie stieg zu einer hier noch nie dagewesenen Höhe. Ein Faß Mehl (ungefähr 200 Pfund) wurde bis zu 15 Dollars und ein Faß Kartoffeln zu 8 und 9 Dollars verkauft. Zuweilen sanken die Preise auf 11 für Mehl und auf 5 für Kartoffeln und so ist Alles im Verhältniß. Nur Schinken ist wohlfeiler, 7 Cents ein Pfund, und ausgelassenes Schmalz, 10 Cents das Pfund. (1 Cent gleich 1½ Kreuzer rhein., 5 Cents etwa 2 Silbergroschen = ¼ Franc = 12 kr. ö. W.)

Was nun New-Orleans, das Treiben daselbst und in Amerika überhaupt, wie vieles Andere betrifft, so soll der jetzt folgende zweite Theil hierüber näheren Aufschluß geben.

Zweiter Theil.

§. 1.

Erinnerungen und Belehrungen über die politischen, religiösen und gesellschaftlichen ꝛc. Verhältnisse in den nordamerikanischen Freistaaten überhaupt und in New-Orleans insbesondere.

Hast Du nun, sei es vom fernen Europa aus oder vom näher liegenden Florida, Cuba oder einer andern Insel Westindiens, von New-York ꝛc., glücklich den Golf von Mexico, der so manchem Schiffe an seinen Grenzen (ich meine die Bahama-Bänke) zum Grabe wird, durchschnitten mag es auf brausendem Dampfer oder auf sicherem Dreimaster geschehen sein (einen Schooner würde ich persönlich für solch' große Reise weniger gern haben), so nahst Du Dich allmälig dem Einflusse des Vaters Missisippi in den Golf von Mexiko, und Deine Reisemühseligkeiten gehen ihrem Ende zu, Dein Auge leuchtet freundlicher als bisher. Du bereitest Dich auf Großartiges vor, findest Dich aber bald enttäuscht, namentlich wenn Du in die Klasse jener Reisenden gehören solltest, welche sich vielleicht eine bedeutende oder gar übertriebene Einbildung von der Vaterschaft des Missisippi machen. Der gute Alte stürzt sich nämlich nicht mit jugendlicher Kraft, etwa einem heldenmüthigen Jünglinge gleich, in die Arme seiner geliebten Braut (Golf von Mexiko), sondern matt ist sein Lauf, Entkräftung verräth seine träge Umarmung. Für die Schiffe, welche auf seinem Rücken flußabwärts (dem Golf zu) oder flußaufwärts (aus dem Golf) gleiten, ist der erste Willkomm oder der letzte Abschied oftmals, wenn auch gerade nicht gefährlich, so doch jedenfalls höchst langweilig. Es liegt dieses darin, daß der von dem Flusse selbst (sei es absichtlich, amerikanischer Gewinnsucht gemäß, oder absichtslos, gleich einem Taumelnden aus den jugendlich aufblühenden Staaten Louisiana, Missouri, Ohio, Missisippi ꝛc.) mitgeschleppte Grund und Sand

den treulosen Alten an dem Einflusse in den Golf so sehr benebelt, daß er wegen der Bänke, die er sich in seinem eigenen Eingeweiden aufgethürmt hat, neue Lasten nur ungern aufnehmen und alter sich häufig nur wider Willen entledigen kann. Ein Glück für die Seefahrer, daß diese Bänke nur Sandbänke sind; würden es, wie bei den Bahamabänken, felsige Riffe sein, dann wäre die Durchfahrt eine reine Unmöglichkeit, besonders für tiefsegelnde Schiffe. Man hat Beispiele, daß, wie die Sache eben liegt, schwer befrachtete Dreimaster 8, 14 und mehrere Tage hier festsaßen, ehe sie durch höher angeschwollenes, oder durch kräftigen Wind stärker getriebenes Wasser ihre Reise fortzusetzen im Stande waren. Das Fahrwasser hat eine Tiefe von höchstens 15 Fuß. Uebrigens ist die Breite hier doch vielleicht die sechsmalige des Rheins bei Mainz und mehr. Daß das Ein- wie Auslaufen der Segelschiffe nur mit Hilfe brausender amerikanischer Dampfboote geschieht, die oftmals ihre ganze jugendlich-republikanische Kraft anwenden müssen, habe ich bereits oben angeführt.

Du hast nun endlich die Bänke glücklich überwunden und schwimmst auf dem Rücken des Missisippi trotz seines öfteren Widerstrebens vorwärts, seiner Quelle zu. Dein Auge sucht spähend rechts und links Spuren eines neuen, eines frischen und regen Lebens auf diesem amerikanischen Boden zu gewahren. So weit dasselbe auch schweifen mag, Du siehst nichts als Sumpf, Gras und kräftig aufsprießendes Ried, dazwischen hin und wieder einen krüppelhaften, selbst im Dezember und Januar mit grünem Laube bedeckten Baum oder Strauch. Du rückst weiter aufwärts dem Flusse nach und bemerkst, natürlich mitten im sumpfartigen Boden, eine Anzahl von Brettern aufgeschlagener Häuser zur Rechten, welche ein Städtchen zu bilden scheinen. Es sind dieses zum Theil die Wohnstätten der Schiffsleute, deren die Dampfer bedürfen, um die Segelboote Fluß auf- oder abwärts zu schleppen, immerhin bis über die Sandbänke in den Golf und aufwärts bis in den Hafen von New-Orleans. Du

setzest die Reise flußaufwärts einen ganzen Tag und länger fort. Du suchst und spähest, doch das Bild ändert sich wenig, nur daß sich bald rechts bald links eine Zuckerplantage zeigt, in der Du schon vom Schiffe aus nicht selten die Neger, natürlich bis in die jüngste Zeit Sklaven, unter strenger Aufsicht eines Aufsehers, hier Offizier genannt, ihre oft sehr mühevollen Arbeiten verrichten siehst. Du schüttelst bedenklich den Kopf beim Anblicke dieser Unglücklichen, erfährst aber später, wenn es Dir ernstlich darum zu thun ist, daß es manche dieser farbigen Leute nicht ganz so übel hatten, wie man gewöhnlich annimmt; ja, daß manche von ihnen ihr Leben im Vergleiche zu vielen unserer deutschen, oder überhaupt unserer europäischen Mitbürger, in einem, ich möchte fast sagen, beneidenswerthen Zustande hinbrachten; daß manche von ihnen auf ihren Werth (es ist hier der Werth in klingender Münze, nicht von sittlichem oder sonstigem die Rede, denn der Hauptwerth in Amerika besteht in unzähligen Fällen nur in geprägter Münze oder in vollgiltigen Banknoten) von 800, 1000, 1500 bis 2000 Dollars stolz waren. Glaube aber nicht gar, wenn ich so rede, ich sei ein Vertheidiger der Sklaverei, davor behüte mich der Himmel und mein Fußen auf das Naturrecht! Nein, wenn ich so spreche, so schweben mir immer unzählige jener unglücklichen Auswanderer vor, welche mit geringen oder gar keinen Mitteln in Amerika gelandet, hier einige Zeit in Kummer und Elend schmachteten und häufig schon nach einigen Wochen, ohne alle ärztliche Hilfe, überhaupt ohne jede menschliche Pflege, ihr frühzeitiges Grab fanden und von ihren paradiesischen Träumen, die ihnen selbst auf der Ueberfahrt noch so freundlich lächelten, so schauerlich erlöst wurden*). In Vergleich zu solchen

*) So hatte ein Mann, der in der Nähe von Germersheim, bairischen Rheinpfalz zu Hause, mit seiner Frau und 6 kräftigen Kindern auf unserem Calhoun die Reise mitgemacht hatte, 5 Wochen nach unserer Landung seine Frau und 5 Kinder lediglich aus Mangel an ärztlicher und menschlicher Pflege verloren. Seinen Säugling besaß er allein noch! — Ich lernte einen Mann von etwa 66 Jahren kennen, der seine erwachsenen Kinder im Alter von 30—12 Jahren nebst seiner

hatten es Sklaven häufig besser. Sie hatten Wohnung, Nahrung und Pflege. Da sie überhaupt oftmals das einzige Vermögen eines Sklavenhalters ausmachten (die Sklaven mußten im Tagelohne arbeiten und ihren Verdienst Abends abgeben, oder, wurden sie auf eine Woche verdingt, am Ende dieser. Von ihrem Verdienste lebten viele Sklavenhalter), so fehlte es ihnen auch nie oder doch nur höchst selten an ärztlicher Unterstützung, da mit dem Tode eines Sklaven der Eigenthümer ein großes Kapital verlor. Nicht Liebe zum Menschen beseelte ihn, sondern nur Liebe zur Erhaltung und Vergrößerung seines Vermögens. Auf solchen Geldwerth war denn der Sklave auch oft stolz, und mehr als einmal hörte ich solche zu Deutschen und Irländern sagen: „Geh' nur, Du hast ja keinen Werth, ich aber bin 1800 Dollars werth, wenn mein Herr mich verkaufen will." Nun hat, Gott sei Dank, der Sklave auch sein Menschenrecht erhalten, aber wie es dem Farbigen ferner ergehen wird, weiß Gott. Bis jetzt sieht es noch übel aus.

Du wirst nun immer neugieriger, das vielleicht bald nahende Ziel Deiner Reise, die Metropole oder Hauptstadt des Staates Louisiana, eine der ersten Handelsstädte der Welt, zu erblicken; Du möchtest die Königin des Südens, New-Orleans, sehen. Aber es wird Dir nicht vergönnt. Wie Du weiter flußaufwärts fährst, siehst Du, besonders zur Rechten, Häuser, am Ufer des Flusses Schiffe vor Anker, deren Zahl sich, je weiter Du fährst, vermehrt und dieser stückweise Anfang wird Dir als der Beginn der Metropole New-Orleans verkündet. Zur Linken gewahrst Du auch Häuser, einige Schiffe ꝛc., hörst das Pfeifen einer Lokomotive. Es sind die Städtchen Gretna, Macdonogh, Algiers ꝛc., alle noch klein und weiterer Fortsetzung, selbst in diesen Sumpfgegenden harrend. Die Eisenbahn hier auf dem rech-

Frau innerhalb 4 Wochen nach seiner Ankunft verloren hatte und nun als Greis allein in der Welt stand. — 6 Wochen nach unserer Ankunft waren von ungefähr 150 Leuten 37 dem Tode erlegen und das im Dezember, der sogenannten besten Jahreszeit! In anderen Hafenstädten ist es ebenso, denn Mangel und Elend bieten hier überall dem Tode reiche Beute. Die Zahl der Eingewanderten kennt man genau, die der nach Jahresfrist von denselben noch Lebenden weiß Niemand.

ten Ufer des Missisippi bildet den Anfang zur Reise nach Texas. Da an ihr, trotz der Ungunst des schwammigen Bodens, fleißig, besonders von unsern deutschen Landsleuten, deren viele hier ihr Grab fanden (denn die armen Teufel standen oftmals Tage lang bis an den Unterleib im sumpfigen Wasser arbeitend), geschafft wurde, so ward sie vollendet. Zu solchen Arbeiten verwendete man Sklaven nicht, wegen ihres Geldwerthes. Jetzt müssen sie, wollen sie leben, wie die Weißen arbeiten.

Sowie Du nun weiter Fluß aufwärts fährst, siehst Du immer mehr Häuser, Kirchen u. s. w., kurz, Du siehst Theile von New-Orleans, und Du — fühlst Dich wenig erbaut ob solchen Anblicks. Das Schiff legt endlich an, die Anker werden geworfen und Du betrittst raschen Schrittes die Straßen. Hoch liegt die erste Straße, welche unter Deinen Füßen ist, höher als der Fluß, aber abwärts senkt sich von hier gleich der Weg und nach wenigen Minuten schon findest Du Dich auf Straßen, welche niedriger als der Fluß selbst liegen. Weiter hinauf an dem Flusse laufen Straßen, welche wohl mehr als 6, selbst 8 englische Meilen lang sind, denn wo New-Orleans aufhört, fängt Lafayette, nun als vierter Distrikt mit New-Orleans vereinigt, an. Auf dieses folgt Jefferson-City, dem wegen seiner höheren und gesunderen Lage eine schöne Zukunft bevorsteht, dann Bouligny, dann Rickerville, Greenvielle und endlich Carrolton in mehr oder weniger unmittelbarer Unterbrechung am Flusse aufwärts. Fluß ab- und seitswärts strecken sich sowohl New-Orleans wie die übrigen genannten Städte mehr oder weniger weit in den sumpfigen Ebenen (swamps) und Niederungen hin bis zum Walde (Bush).

Ich muß nun hier etwas nachholen, was ich oben nur vorübergehend angedeutet hatte. Du bist also in New-Orleans angekommen. Du hast rasch, da Du nur weniges Gepäck, einen schmalen Koffer und sonstige Kleinigkeiten besitzest, das Schiff verlassen, ohne daß Dir irgend ein Glied der Zollbehörde hindernd in den Weg getreten wäre. Hättest Du aber selbst umfangreiche Kisten und Kasten

beſeſſen, ſo würdeſt Du doch, wenngleich nicht ſo ſchnell, immerhin nach kurzem Aufenthalte mit Sack und Pack haben davon gehen können. Zwei, vielleicht auch nur ein Zollbeamter hätte Dich dann gefragt, ob Du zu verſteuernde Gegenſtände mit Dir führeſt. Auf Dein Bejahen hin hätteſt Du dieſe unter Umſtänden mit hohem Zoll (wie Cigarren, Tabak, Apothekerwaaren ꝛc.) verſteuern müſſen; auf Dein Verneinen mußt Du Deine Kiſten öffnen; man ſieht vielleicht nur oberflächlich hinein, etwa um ſich zu überzeugen, ob Du Wahrheit geredet, und in weniger als einer Viertelſtunde kannſt Du ſchon mit Deinem Eigenthume unterwegs ſei. Das Reden der Wahrheit muß ich Dir ſehr ſtrenge und ernſt anrathen. — Biſt Du nun vom Schiffe am Ufer (zuweilen mußt Du über 4 bis 6 Schiffe hinkrabbeln), ſo wirſt Du einſpännige Drais (Karren oder Rollwägen) genug gewahr, um auf einem derſelben Dein Gepäck fortſchaffen zu laſſen. Hier iſt nothwendig, zuerſt den Fahrpreis feſtzuſtellen, bevor Du aufladen läßt, ſonſt wirſt Du übernommen. Immerhin wird Dir aber, wenn Du noch nach deutſchem Gelde rechneſt, ſelbſt der geringſte Preis ſehr hoch vorkommen, denn unter einem Dollar wirſt Du Dein Gepäck, wenn es nicht viel iſt, ſchwerlich an Ort und Stelle gelangen ſehen. Uebrigens haben Dich doch Deine Landsleute nicht wie in vielen andern Hafenſtädten geſchieht, vom Schiffe abgeholt, um Dich in dieſes oder jenes Wirthshaus zu bringen, oder Dir da oder dort für ein gewiſſes Geld Beſchäftigung und Arbeit zu verſchaffen. Mag auch ein ſolcher Menſchenauszieher ſich hier oder da zeigen, ſo iſt doch dieſe Krankheit in New-Orleans noch nicht ſo ſehr eingeriſſen, als es uns Berichte aus andern Hafenſtädten erzählen. Vorſicht, ernſtliche Vorſicht wird Dir freilich auch hier nicht ſchaden, beſonders wenn Du dem weiblichen Geſchlechte angehören ſollteſt, auf das faſt überall in Amerika gewiſſermaßen Jagd gemacht wird. Man will ja ſchnell verdienen, viel verdienen und ohne große Anſtrengung.

Auffallend werden Dir ſogleich die Häuſer erſcheinen

und das um so mehr, wenn Du aus Europa gekommen bist. In New-Orleans sind wohl die meisten aus Backsteinen (hier Bricks genannt) erbaut, nur wenige massiv, aus Steinen. Bei andern besteht die Vorderseite aus Eisen. Dazwischen bemerkst Du hin und wieder kleinere Häuser, Hütten ähnlich, nothdürftig aus Brettern zusammengenagelt. Diese letzteren stammen noch aus der sogenannten guten alten Zeit von New-Orleans, in der der Staat Louisiana zu Frankreich gehörte. Jetzt dürfen, namentlich an der Außenseite der Hauptstraße in der City, solch' hölzerne Gebäude nicht mehr aufgeführt werden*).

Wollen die Eigenthümer neu bauen oder glauben sie sich durch eine Feuersbrunst dazu genöthigt (manche ausgebrannte Stätte, namentlich in den weniger belebten Stadttheilen, bleibt oft jahrelang unbebaut, je nach Gutdünken des Eigenthümers, liegen), so müssen sie wenigstens Brickhäuser aufführen. Hin und wieder gewahrst Du auch, besonders im dritten Distrikte (dem am Flusse abwärts niedrigst gelegenen), selbst im zweiten, große freie Bauplätze, sogenannte Lots, die noch der Aufführung von Häusern harren. Fast gar nicht ist dieses im ersten Distrikte, dem wohl belebtesten Stadttheile von New-Orleans der Fall. Im vierten Distrikte, der noch immer sogenannten Lafayette, liegen theilweise noch ganze Squares (alle Bauplätze in Amerika sind in große Vierecke für eine gewisse Anzahl Häuser abgetheilt und werden Squares, die einzelnen Plätze selbst Lots genannt) unangebaut, ohne Häuser ꝛc., höchstens mit Brettern (Fences) umgeben**).

*) Uebrigens sind in New-Orleans viele sehr umfangreiche, sehr schön und geschmackvoll erbaute Häuser, die enorme Summen kosten, da es hier ganz an Steinen fehlt. Das neue Zollgebäude, ein schloßartiger, sehr umfangreicher Bau, an dem über neun Jahre gebaut ward, erhielt die Steine aus dem Staate Massachussetts in der Nähe von Boston und ward aus lauter Quadern aufgeführt. Es gehört sicher zu den bedeutendsten Gebäuden der vereinigten Staaten.

**) Aehnlich wie hier sind in Amerika die Häuser gebaut. Hat man eine große Stadt gesehen, so kennt man sie alle, nur daß in neu angelegten vorerst viele sogenannte Blockhäuser aufgeführt werden. Daß es, wo der Krieg gewüthet, schrecklich aussehen muß, ist leicht denkbar; doch bei der Sucht der Auswanderung wird es an Neubauten ꝛc. nicht fehlen.

Wer der Gesundheit nach baut, stellt sein Haus ziemlich hoch, damit die Feuchtigkeit nicht sogleich den Fußboden erreicht, auch die Luft unten durchziehen kann. An einen Keller darf in ganz New-Orleans nicht gedacht werden; derartige Dinge kennt der Eingeborne höchstens aus Redensagen, weil der Boden zu schwamm- und schlammartig ist. Der Speicher oder die Hausflur müssen die Stelle desselben für Fässer ꝛc. vertreten. Auch Brunnen kennt man nicht; an einem artesischen wird freilich schon seit vielen Jahren auf der Canalstraße gebohrt, aber schwerlich mit Erfolg. Trink-, Koch- und Waschwasser erhalten die Bewohner von New-Orleans größtentheils durch die Wasserleitungen aus dem hier immer trüben und schlammigen Missisippi oder durch den Regen.

Die Einwohner der vom Missisippi entfernteren Straßen von New-Orleans, ebenso die von Lafayette, Jefferson-City ꝛc. haben sehr große, hohe und umfangreiche Fässer (oft 20 Fuß hoch und 8 bis 10 Fuß im Durchmesser) hier Cisternen benannt, in welche durch blecherne (selten hölzerne) Rinnen und Röhren das Regenwasser von den Dächern sorgfältig geleitet wird. Dieses Wasser, durch Krahnen aus den Fässern gelassen, muß hier für alle menschlichen und viehischen Bedürfnisse genügen. Diese Cisternen stehen häufig auf einer mehrere Fuß hohen Unterlage von Bricks und zwar so, daß im Innern ein runder leerer Raum hergestellt ist. Dieses Räumchen dient dann für Manchen zum Aufbewahren von einigen Flaschen Wein oder was man etwa glaubt, an einem etwas kühleren Ort stellen zu müssen. Will man dieses Keller nennen, nun ich habe nichts dagegen. Manche nennen solchen Ort in Wahrheit Keller.

Die nicht angebauten Bauplätze liegen brach und bringen Unkraut und hin und wieder ein saures Gras hervor, das aber nie abgemäht wird; zuweilen werden sie als Weideplätze benutzt. — In Jefferson-City und weiter aufwärts sind hölzerne Neubauten gestattet, daher in diesen Städten Brickhäuser zu den Seltenheiten gehören. Die hölzernen

Bauten werden nicht selten aus Brettern von Flattbooten (flache Boote, in welche verschiedene Lebensbedürfnisse aus dem Innern des Landes nach New-Orleans auf dem Rücken des Missisippi gebracht werden, als Kartoffeln, Mehl, Aepfel, Butter, Schinken, auch Schlachtvieh 2c.) zusammengenagelt*). Die Handwerker, welche diese Bauten aufführen, heißen Carpenter und sind weder eigentliche Zimmerleute, noch Schreiner, vielleicht Beides zugleich. Axt (hatchet) und Säge bilden ihre beiden Hauptwerkzeuge. Ist der Bau fertig, so wird er innen mit Tapeten, außen mit Oelfarbe überzogen, doch vielfach so, daß Wind und Regen, nicht selten mehr als lieb ist, durchfahren. Nur die Schornsteine für die Küchen und Kamine (Oefen kommen erst in der Neuzeit hier und da in Aufnahme) sind von Bricks aufgeführt. Hier, nämlich in Jefferson-City und aufwärts, dienen die vielen nicht bebauten, aber gleichwohl in Lots ausgelegten und in festen Händen sich befindenden, oftmals sehr theuren Bauplätze (600—800 Dollars ein mäßiges Lot) förmlich als Weideplätze für Pferde, Kühe und Maulthiere, deren man hier sehr viele wegen ihrer Ausdauer hält. Man läßt sie nach Belieben da weiden, wo sie wollen. Manches Stück Vieh ist Tag und Nacht draußen, indeß dasjenige, welches man nöthig hat, am Abend wieder eingefangen und in den Stall gebracht werden muß, was oftmals viele Zeit und Anstrengung kostet, da das Vieh zu verwildert ist. Solche Weide kostet kein Geld.

Den Straßenbau angehend, so sind die Hauptstraßen in den drei ältern Distrikten größtentheils ziemlich gut gepflastert, was hier sehr kostspielig ist, da die Straßen- und Pflastersteine aus weiter Ferne auf Schiffen (aus dem Staate Massachusetts) herbeigebracht werden müssen. Die Seitenwege sind hin und wieder mit Platten oder Bricks belegt. Asphalt siehst Du selten, da dieser bei der sehr großen Hitze zerfließt. Anders ist es im vierten Distrikte

*) Diese leeren Boote werden dann verkauft. Solche Flattbootkäufer und Abbrecher bilden ein eigenes Gewerbe und sind eine Art Holzhändler.

(Lafayette). Einige Hauptstraßen, wie Tschapitoulas, ein Theil der Magazine und wenige andere Straßen sind ebenfalls gepflastert, andere sind querüber mit Brettern (Brett an Brett) belegt zum Fahren und Reiten (sogenannte Plankroods), die meisten aber ohne Pflaster- und Bretter; nur die Seitenwege, Banquetts, sind mit Brettern, von denen 2 der Länge nach neben einander befestigt liegen, versehen. In Jefferson-City ist es noch schlimmer. Hier siehst Du außer einer gepflasterten Hauptstraße am Flusse hinauf wenige, höchstens 2 oder 3 mit Brettern belegte Fahrstraßen, auch wenige mit solchen versehene Seitenwege, was das Gehen bei Regenwetter fast unmöglich macht. Trotzdem indeß in New-Orleans sehr viele Straßen gepflastert sind, so sind doch bei einem plötzlich eintretenden Regen, namentlich die tiefer liegenden, ganz unter Wasser, wie denn auch viele leere Bau- und Weideplätze. Es hat dieses Anhäufen des Wassers darin seinen Grund, daß dasselbe trotz der Unzahl von Gräben gar keinen oder nur einen sehr geringen Abfluß hat. In solchen Zeiten gleicht die ganze Gegend einem See, oder vielmehr einer großen Anzahl von Teichen, aus denen die Häuser zum Theil wie Zelte hervorragen. Fußgänger können dann gar nicht fort, namentlich in nicht gepflasterten Gegenden.

Man hat nun freilich Kanäle gegraben, welche den doppelten Zweck erfüllen sollen, einmal das überflüssige Wasser aufzunehmen und dann als Verbindungslinie für Schiffe zu dienen, welche aus dem Missisippi oder aus den Häfen der Stadt in den Pontchartrain-Lake ꝛc. laufen sollen. Da aber die Gräben zu tief liegen, um ihr überflüssiges Wasser abzugeben, und die Kanäle nicht tief und breit genug sind, um es in reichlicherem Maße aufzunehmen, so geht der Abfluß fast gar nicht oder nur äußerst träge von statten. Schon aus diesem Grunde mit siehst Du um und in New-Orleans verhältnißmäßig wenig Gärten. Ihre Anlage, Einrichtung, Erhöhung und Erhaltung ist zu kostspielig, manchen andern Ungemachs in diesem wirklich unleidlichen

und ungesunden Klima, wie übergroßer Sonnenbrand, plötzliche Kälte, außerordentliche starke Winde 2c. nicht zu gedenken*).

Ungeachtet der Staat Louisiana, in welchem New-Orleans die wichtigste, bedeutendste und größte Stadt ist, den lebendigen Strahlen einer fast immer glühenden Sonne ausgesetzt ist, die ein eigentliches Hervortreten oder Bemerkbarwerden der sogenannten 4 Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, beinahe unmöglich machen, so ist dennoch die Pflanzenwelt in der Umgebung dieser Welt- und Seestadt verhältnißmäßig arm zu nennen, sowohl was die Pflanzen angeht, welche für die Küche geeignet sind, wie auch sogenannte Zierpflanzen. Es ist nun auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß manches Stück Land, würde es in Gärten verwandelt oder überhaupt urbar gemacht, irgend welchen Ertrag abwerfen könnte. Aber, wie schon angedeutet, ist dieses mit sehr vielen Kosten an Geld und Zeit verbunden, die nicht Jeder aufzuwenden im Stande ist, oder die Sucht nach Gewinn unterdrückt die Stimmung für Derartiges. Die Arbeit ist schwer, sehr schwer in diesem warmen, schwülen und ungesunden Klima, der Taglohn hoch, 1½ Dollar täglich und noch höher; wenn der Gärtner geschickt ist, bis zu 3 Dollar für die Zeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Auf andere Weise läßt sich schneller Geld verdienen.

Ueppig, sehr üppig, oftmals wachsen die Pflanzen nur in den Monaten vom Oktober an bis zum Monat Mai,

---

*) Während der Monate Januar, Februar und März sind zuweilen Tage mit einer Wärme, ja Hitze, wie sie am Rheine wohl nur im August vorkommen. Gewitter folgen Schlag auf Schlag. Dazwischen tritt zuweilen und das auf Gewitter besonders in der zweiten Hälfte Februars und Anfangs März, eine so empfindliche Kälte ein, daß es zuweilen gegen einen Zoll dickes Eis nach Mitternacht friert. Am 27. Februar fuhr es einmal ein wenig mit Schnee und am 28. fand ich starkes Eis auf einem Wasserzuber. Wenige Tage vorher war die Luft zum Erdrücken schwül gewesen. Dieser Wechsel kann unmöglich für die Gesundheit gut sein. — Diesen grellen Wechsel findet man hier mehr, dort weniger in ganz Amerika.

höchstens bis zum Juni, dann versengen die Sonnenstrahlen mehr oder minder Alles. Sehr reiche Besitzer zeigen in dieser Zeit oftmals schön gepflanzte Gärten.

Unter den Pflanzen für den Küchenbedarf sind es Bohnen, deren Ertrag vom Monate Februar bis in den Juni ich in Deutschland nie in so hohem Maße erlebt habe. Es waren sogenannte Stangenbohnen. Dann Erbsen, gelbe und weiße Rüben, Spinat, Gurken, gleichfalls mit einem früher nie erlebten Ertrage, Melonen, weißer Kohl, der aber hier nie die Festigkeit wie in Deutschland erhält, Wirsing und Salat. Alle diese Sämereien, mit Ausnahme der Bohnen, Gurken und Melonen, werden, wenn der September nicht zu heiß ist, in diesem Monate, sonst erst gegen Mitte oder Ende Oktober und Anfangs November gesäet und geben dann um Weihnachten und Neujahr angenehme Nahrungsmittel bis zum März, höchstens April und Mai hin. Blumenkohl wird auch um dieselbe Zeit gesetzt und gedeiht recht gut, wenn er nicht, was zuweilen eintritt, durch einen Nachtfrost im Januar oder selbst Februar zerstört wird. Sellerie wird auch vielfach um dieselbe Zeit gepflanzt, doch nicht der Knollen, sondern besonders der Blätter wegen, welche auf eine eigenthümliche Art behandelt und zubereitet, einen von den Amerikanern sehr geliebten und gut bezahlten Salat abgeben; die Knollen, sollte es solche geben, wirft der Amerikaner weg und nur der denkende Deutsche benützt sie als Selleriesalat. An Petersilie fehlt es auch nicht. Kartoffeln werden im Monate Dezember hin und wieder gepflanzt, doch gerathen sie hier selten und geben entweder eine geringe Ernte, oder sind kaum genießbar. Im März, besonders im April, ißt man überall neue, die aber von Plantagen oder aus entfernteren Gegenden auf dem Mississippi gebracht werden. Außer diesen, um die angegebene Zeit wachsenden Gemüsen bekommt New-Orleans keine frischen zu essen, etwa die abgerechnet, welche auf der einen oder andern höhern Plantage gezogen und um sehr hohe Preise verkauft werden. Darin lag der große Mangel an

Lebensmitteln während des unseligen Krieges in dieser Stadt, Alles mußte von Außen kommen.

Die Obstwelt liefert nur Orangen, Feigen, hin und wieder Bananen und Citronen. Um Weihnachten und noch später sieht man erstere vielfach auf den Bäumen hängen, was auf den Nordländer einen eigenthümlichen, aber dabei wohlthuenden Eindruck macht. Die Feigen werden vielfach frisch, eingemacht und getrocknet in den Haushaltungen verwendet, und die Bananen liefern eine recht angenehme Mahlzeit. Von den übrigen so sehr bei uns geliebten Obstsorten wächst zu New-Orleans so viel als nichts, denn die wenigen Pfirsiche, die hier gezogen werden, sind nicht hoch anzuschlagen. Da nun aber die hiesigen Menschen, gleich allen übrigen, menschliche Bedürfnisse haben und weder von den Dollars, noch von den Epidemien leben können, so müssen fast alle Erd- und Hülsenfrüchte, Gemüse, Getreide, Mehl, Heu, Obst ꝛc. von Außen, aus dem Lande, wie man es ausdrückt, eingeführt werden, was denn auch auf Schiffen in Fässern reichlich geschieht und Tausenden von Menschen einen reichen Verdienst einträgt. Haben ja die Hervorbringer (Producenten), Schiffer, Ein- und Auslader, Karrenführer und Verkäufer allein hiervon ihren ganzen Lebensunterhalt und werden gar manche von ihnen bei diesem Geschäfte wohlhabende, selbst reiche Leute! Frische Aepfel, Birnen, Pflaumen oder gar Zwetschken und Kirschen (beide letztere nie) kannst Du in New-Orleans nicht haben; auf derartige Genüsse mußt Du Verzicht leisten. Selbst die getrockneten Zwetschken, welche aus Deutschland dahin wandern, sind oftmals für vieles Geld recht sauer und recht schlecht, und dabei zuweilen kaum zu haben.

Auch nach den verschiedenen Arten von Beeren, als da sind Erdbeere, Stachelbeere ꝛc., die in Deutschland für Jung und Alt oftmals so lockend sind, siehst Du Dich hier vergeblich um. Eine Ausnahme macht die Brombeere, hier black berry genannt, welche aber nur von armen Deutschen (erwachsenen Kindern, Mädchen, Weibern und Männern)

bei großer Hitze in den Monaten Mai und Juni in oftmals mehreren Stunden fernen Wäldern in sehr großer Menge gesammelt und zu guten Preisen an die auf solche Dinge nicht selten lüsternen Amerikaner verkauft werden*). Außer dem glühenden Oleander, der hier in ungemeiner Kraft und Fülle in den meisten Gärten (häufig als Hecke) herrlich gedeiht, fast wild wächst, siehst Du während der heißen Sommermonate (Juni bis einschließlich September) kaum oder doch selten andere Blumen im Freien blühen, denn in diesen Monaten ist die Erde vielfach wie versengt und ausgestorben. Veilchen, Rosen und andere Blumen blühen im Dezember, Januar und Februar am schönsten. Sonstige Zierden der Gärten, wie wilde und andere Reben, auch einige Sträucher abgerechnet, suchst Du hier umsonst. Hält es ja selbst schwer, einen festen Kreuzweg im Garten anzulegen, auf dem Du bei feuchtem Wetter Dich ergehen möchtest; Du müßtest ihn sonst aus Bricks oder Platten machen lassen, denn Flußsand oder Kies, wie er in Deutschland verwendet wird, gibt es hier nicht, und zerdrückte Auster- und Muschelschalen dürften Dir vielleicht zu theuer werden, obwohl eine ganze solche Landstraße von New-Orleans an den Lake am Kanal entlang führt.

Unter den wildwachsenden Bäumen ist es besonders der Oak-Tree (eine Art Eiche) mit seinem lang herabwallenden Moose und seinen Eicheln, der Dir am meisten begegnet. Dieses Moos wird von den Leuten als Matratzen benutzt, da Bettfedern zu theuer und für die Sommermonate häufig ganz unzweckmäßig sind. Theilweise aus diesem Mangel an eigentlich schattengebenden Bäumen, theilweise auch, weil es bei den Amerikanern heißt: „Help your self“ (Hilf dir selbst!) und er zunächst nur seinen eigenen persönlichen Vor-

*) Könnte Mancher einen solchen Haufen Menschen mit ihren Beeren gegen 2 Uhr Nachmittags in der großen Hitze, triefend von Schweiß und fast umsinkend vor Mattigkeit, sehen, er würde sicherlich nicht so leichtsinnig die Heimat verlassen, die ihn jedenfalls mit geringerer Mühe nährt, wenn er anders thätig sein will. Es ist ein solcher Trupp zum Erbarmen.

theil im Auge hat, da das Leben nur kurz ist, siehst Du um New-Orleans nicht einen beschatteten Weg, der Dich vor den glühenden Strahlen der Sonne schützte. Da ist keine Baumreihe, keine Allee sichtbar (denn die wenigen Bäume und Anlagen auf dem Washington- oder Lafayetteplatze ꝛc., einen so großen Werth auch der Amerikaner auf solche Plätze legt, oder die auf der Kanalstraße verdienen solchen Namen nach unseren Begriffen kaum); da ist kein grünendes oder gelbendes Fruchtfeld, welches sich Deinen Blicken zeigte, keine durch ihren Schmelz und Blumenreichthum Dich erhebende Wiese; da ist kein Vogel, der Dich durch sein Lied erfreute, weder Lerche noch Nachtigall. Nur hin und wieder vernimmst Du einzelne Töne des hörenlassenden Mocking-Bird (Spottdrossel), oder wie der Eingeborne stolz zu sagen beliebt, der amerikanischen Nachtigall, die aber im Vergleiche zu unserem Sänger diesen Namen gar nicht verdient. Nicht einmal das Gezwitscher der Spatzen oder Sperlinge ist Dir vergönnt zu hören, denn auch dieser diebische Vogel hat hier keine Heimat. Eben so wenig kannst Du Dich an dem herrlichen Fluge der Schwalben und an ihrer großen Nützlichkeit, Dich von schädlichen und lästigen Insekten zu befreien, ergötzen. An letzteren (Insekten) ist dagegen ein wahrer Ueberfluß, vom schönsten Schmetterlinge an bis zu den lästigen Moskitos, Thierchen, die mit den sogenannten Rheinschnacken oder Mücken die frappanteste Aehnlichkeit haben, aber alle Menschen und Thiere durch ihre übergroße Anzahl, gleich einer Schaar von Teufeln, martern und quälen, sowohl bei Tage wie bei Nacht. Man ist nie vor ihnen sicher, die wenigen Tage während der Wintermonate etwa, an denen es kalt ist, ausgenommen. An jedem Bette ist darum, und zwar von der Decke bis auf's Bett ein tüllartiger Vorhang ringsum angebracht, den man niederläßt, wenn man sich schlafen legt und der Moskitobauer heißt *). Zu dem Gesagten gesellt

*) Die Bettstellen sind sehr groß, gewöhnlich 6 Fuß und mehr breit und 8 bis 9 Fuß lang. An jeder der 4 Ecken ist ein [illegible]

das Fleisch weniger ungesund sein; da das aber viele, namentlich viele Gascogner nicht können, so wird es alsbald nach seiner Ankunft geschlachtet.

Der Metzger darf das Fleisch auch nicht zu Hause verkaufen, sondern er hat es auf den Markt zu bringen, wodurch es natürlich für das Publikum desto theurer wird. Einen Platz auf dem Markte (in New-Orleans sind 13 bis 15 Märkte) hat er jährlich mit 300 bis 600 Dollars an die Stadtkasse zu bezahlen, dazu noch für jedes auf den Mark gebrachte geschlachtete Stück Vieh, dessen Güte von der Polizei untersucht wird, eine gewisse Abgabe. Darnach richtet er seine Fleischpreise, die unter solchen Umständen nicht niedrig ausfallen können. Da nun alle Metzger reich werden oder es, wenn sie es anders wollen, werden können, so denke Dir das Andere hinzu*).

Ich will nun einiges Wenige über den Gesundheitszustand zu New-Orleans anfügen. Was diesen angeht, so kann er schon nach dem, was ich Dir hin und wieder angedeutet habe, unmöglich als ein befriedigender, viel weniger als ein zu empfehlender angesehen werden. Fehlt ja in dieser Stadt wie in ihrer Umgebung von mehr als 150 bis 200 englischen Meilen (man nimmt eine Ausdehnung von ungefähr 5 Millionen Acres in's Gevierte an) alles das, wodurch die Gesundheit hervorgerufen, erhalten und

*) Der Markt wird in New-Orleans schon in aller Frühe abgemacht. Die Marktplätze sind sehr umfangreich, unten mit großen steinernen Platten belegt und zweckmäßig überbaut. Gewöhnlich bestehen sie aus 3 Hauptgängen. Der mittlere ist für die Metzger bestimmt, der zur Linken und Rechten für die Händler mit Gemüsen, Obst ꝛc. Auch Stände, wo man Kaffee, Branntwein ꝛc. bekommen kann, sind da. — Das Fleisch wird nicht nach dem Gewichte verkauft, sondern nach dem Geldpreise erhält man ein Stück. Man sagt dem Metzger, ich will von dem Stücke für 5, 10, 25 und 30 Cents (5 Cents ist hier die kleinste Geldsorte) und darnach macht er das Fleisch ab. Die Polizei kümmert sich nicht um die Höhe des Fleischpreises. — Der Markt wird gar häufig von dem männlichen Geschlechte gemacht, d. h. von diesem wird eingekauft. Gegen 7, höchstens 8 Uhr ist der Markt vorbei. Auf dem sogenannten französischen Markt, der wohl am stärksten besucht wird, muß man schon zwischen 3 und 5 Uhr Morgens gehen, wenn man gute Sachen kaufen will, sonst kommt man zu spät.

gestärkt zu werden fähig ist. Die Luft ist durch Dünste aus den schwammigen Sümpfen den größten Theil des Jahres hindurch verpestet. Die schneidenden Nordwinde, welche von verschiedenen Seiten her New-Orleans durchziehen, sind meist so empfindlich, daß sie eher schädlich, als nützlich genannt zu werden verdienen. Ihr Nutzen, wenn denn von diesem überhaupt geredet werden kann, besteht höchstens darin, eine Menge schädlicher Dünste für kurze Zeit zu entführen. Ueberhaupt wirkt das Eigenthümliche, daß auf einen heißen Nachmittag, auf eine fast unerträgliche Gewitterschwüle plötzlich eine kühle, ja kalte Nacht folgt, höchst nachtheilig auf die Gesundheit, zumal Wohnungen, Betten, ja selbst Kleider bei den Wenigsten so eingerichtet und vorhanden sind, um sich gegen so plötzlichen Wechsel auch nur einigermaßen sicher zu stellen. Die Luft also ist entweder verpestet oder so scharf, daß sie die zarten Nerven des Menschen gewaltsam erschüttert. Das Wasser ist nicht gesund, sowohl das Mississippi-, wie das oft Monate (es regnet zuweilen in zwei Monaten und länger gar nicht und dann wieder Wochen lang jeden Tag) in Cisternen stehen bleibende Regenwasser. Die Speisen, namentlich die aus dem Pfanzenreiche, fehlen der Mehrzahl der Bewohner entweder gänzlich, oder sie erhalten sie in halb verdorbenem, jedenfalls in nicht frischem Zustande, daher auch von dieser Seite wenig für die Gesundheit zu erwarten ist. Man ist sonach mehr auf Milch-, Mehl- und Fleischspeisen (auch Fische, die hier sehr gut angetroffen werden, wenn gleich nach unserem Preise sehr theuer) angewiesen. Aber auch die Milch ist in New-Orleans, nach fast allgemeiner Klage, nicht gut; sie ist dünn und schlechtschmeckend, was natürlich, da das Vieh jedes gesunden, frischen Futters (Heu kommt ja auch aus dem Lande, von oben) entbehren muß und die etwaige Nahrung in den sumpfigen Weideplätzen unmöglich gute Milch hervorbringen kann. Auch können Milchspeisen wegen Theuerung der Milch von zahlreichen Familien nur höchst selten genossen werden. Da aber die Milch mangelt, und die

Eier sehr theuer sind (das Dutzend zur Winterszeit 60 Cents oder etwa 90 Kreuzer rheinisch, und wenn sie am billigsten sind, doch die Hälfte), so können die Mehlspeisen auch nicht so gut, so nahrhaft und wohlschmeckend bereitet werden, als in solchen Gegenden, wo derartige Gegenstände weniger theuer sind. Es bleibt somit besonders der Genuß von Fleischspeisen übrig, sei es nun von gesalzenem, geräuchertem oder frischem Fleische. Das letztere ist in New-Orleans in vielen Fällen, wie ich bereits angemerkt habe, von gehetztem Viehe, daher nicht besonders gesund. Vom März bis November hält sich das frische Fleisch selten einen Tag, d. h. das Fleisch, welches Du Morgens auf dem Markte gekauft hast (nur da kannst Du solches kaufen und nur des Morgens früh, nicht bei dem Metzger im Hause), ist gegen Nachmittag oder Abend hin verdorben. Das einzige Schutzmittel hiergegen ist, es in eine Eisboxe zu legen. Trotz der Theuerung und der sonstigen Bemerkungen in Betreff des Fleisches müssen also die Einwohner alles Uebrige übersehen und sich besonders am Fleische halten, wenn sie überhaupt ihr Leben fristen wollen. Das geschieht denn auch fast in allen Haushaltungen, die es nur einigermaßen können. Morgens beim Kaffee erhältst Du Fleisch, zu Mittag und Abends beim Thee (dieser ist das unvermeidliche Abendgetränk in allen Haushaltungen) hast Du Fleisch. Auch viele Tauben, junge Hühner und Hahnen, die hier viel gezogen, und, besonders zur Zeit der Epidemien, unter fabelhaft hohen Preisen verkauft werden, wie sonstiges Federvieh fallen unter dem unbarmherzigen Schlachtmesser der sich nach Sättigung sehnenden Bewohner von New-Orleans. Krankheiten und Todesfälle in fast unermeßlicher Menge sind aber die unausbleiblichen Folgen solcher Luft, solchen Wassers und solcher Lebensart.

Auch die hier so vielfach künstlich bereiteten Getränke vermögen das gute und gesunde Quellwasser anderer Gegenden nicht zu ersetzen. Bier von besonderer Güte ist selten vorhanden, dazu gehören Felsenkeller, die man hier nur vom

Hörensagen kennt, wenigstens was die Eingebornen angeht; selbst das von St. Louis hierher eingeschickte Bier ist nur in seltenen Fällen gut. Das Bockbier macht zuweilen eine Ausnahme, kann aber wegen Höhe des Preises nur von wenigen Auserwählten genossen werden. — Der Wein ist höchst selten, ich möchte fast behaupten nie, rein, und entweder ein eigenes, durch Kunst hervorgebrachtes Erzeugniß dieser Stadt oder vielmehr ihrer Bewohner (Wirthe und Weinhändler) oder doch mit Whisky (Branntwein) oder Spiritus so untermischt, daß dem Weinkenner darüber jeder Zweifel fällt. — Branntwein, sogenannter Brandy (Whisky ist mehr irländischer, Brandy gewöhnlicher Branntwein), Cognac, Portwein und sonstige Getränke sind fast nie rein. Nun werden noch verschiedenartige Getränke aus den mannigfachsten Zuthaten zu einem einzigen gemischt (gefixt, wie der Amerikaner sagt, wie denn überhaupt Alles zusammengefixt wird). Hierzu gesellt sich noch, daß alle diese Getränke mehr oder weniger, fast zu jeder Jahreszeit, natürlich im Sommer immer, mit Eis vermischt genossen werden, was nicht jedem Magen so mir nichts, dir nichts, nützlich sein dürfte. New-Orleans verbraucht nämlich Tausende von Centnern Eis in einem Jahre, da manche Familie im Sommer für 50 Cents bis zu einem Dollar täglich bedarf; nun erst das in den Tausenden von Kaffee- und Wirthshäusern. Alles dieses Eis kommt in ganzen Schiffsladungen aus dem Norden hierher und wird nach amerikanisch-praktischer Sitte in den Straßen auf Karren täglich mehrere Male umhergefahren und den Kunden, oder wer solches überhaupt kaufen will, gebracht, wobei der Fuhrmann oft ausruft: Eis! Eis! Viele finden ihren Haupterwerbszweig im Verkauf des Eises und stehen sich sehr wohl dabei.

Ich will Dir nun von den gemischten Getränken nichts weiter sagen, als daß fast alle nach Whisky schmecken; ausgenommen bleibt das von vielen hier so sehr geliebte und gern getrunkene Sodawasser, das in ungeheuren Quantitäten abgesetzt wird und bei dem schwülen Wetter herrlich labt.

Alles das nun, zu dem ich noch Mancherlei hinzufügen könnte, hätte ich Zeit und Lust dazu, gibt uns New-Orleans als einen Ort des Verderbens zu erkennen, wo der Tod in nirgends gekannter Größe jedes Jahr seine reiche und unermeßliche Beute findet. Daß mancher Deutsche hier vielleicht schon über 20—30 Jahre gelebt hat und noch lebt, vermag mein Urtheil nicht zu mildern. Fast jede Krankheit, von welcher hier der Eingewanderte ergriffen wird, ist schon in ihren Anfängen tödtlich. Dahin sind Ruhr, Dissenterie, Cholera, kaltes-, Wechsel-, klimatisches, Gallen- und vor Allem gelbes Fieber zu rechnen, geringere Krankheiten nicht zu erwähnen. Freilich fehlt es nicht an Aerzten, wirklichen und solchen, die sich dafür ausgeben. Bringt ja jedes Jahr deren neue dahin, so daß vielleicht 300—400 Aerzte sich hier aufhalten. Werden ja solche zu New-Orleans in zwei Semestern, d. i. in zwei Jahren frisch zu Markte gebracht! Die Lern- und Studirzeit derselben dauert hier in jedem dieser zwei Jahre vom November bis März oder April, dann wird der junge Mann geprüft und zum Doctor geschlagen. Während der Zeit vom April bis November finden aus klimatischen Gründen Vorlesungen nicht statt. Zu praktischen Uebungen gibt ganz besonders das Charity-Hospital den Medizin Studirenden leider zu viele Gelegenheit, bei denen natürlich mancher junge Mann sein Leben einbüßt.

Du siehst hier Doctoren fast aus allen Nationen, deutsche, französische, irländische, schottische, englische, spanische, portugiesische, amerikanische ꝛc., und selbst indische Homöopathen und Allopathen. An wirklich wissenschaftlich gebildeten und praktisch erfahrenen Aerzten ist dennoch kein Ueberfluß. Mancher stirbt, mancher zieht fort (sobald er sich einige Mittel erworben hat), und der Wechsel dauert immer. — Ist nun ein Arzt auch gerade nicht immer ein sicherer Retter vom Tode, so gereicht es doch, von allem Uebrigen abgesehen, dem Erkrankten immer zu einiger Beruhigung, sich unter den Händen eines geschickten und er-

fahrenen zu befinden. In dieser Beziehung wird aber, wenn auch überhaupt in Amerika, so doch besonders viel in New-Orleans gesündigt. Wie viele laufen da umher, lassen sich Doctor nennen und verstehen von der Heilkunde nichts, gar nichts, waren vielleicht Schuhmacher, Seeleute, Köche, höchstens einmal Materialisten oder Apotheker. Gar Mancher, wenn er unter die Hände solcher Humbugger (ein gewöhnlicher Ausdruck des Amerikaners für unser deutsches „Aufschneider") fällt, wird hier eine sichere Beute des Todes. Man schaudert, wenn man sieht und hört, was für Händen zuweilen ein theures Leben anvertraut wird. — Ich will hier eine, in öffentlichen Zeitungen, in englischer, französischer und deutscher Sprache monatelang erschienene Anzeige mittheilen, die Dir in Betreff des Humbugs vielleicht kaum glaublich vorkommt, aber doch wahr ist. Ich habe die Nummer 2025 der täglichen deutschen Zeitung, gedruckt und herausgegeben von einer Gesellschaft Buchdrucker, New-Orleans, Freitag, den 9. Februar, vor mir.

Die ärztliche Anzeige lautet:

„An das Publicum von New-Orleans.

„Der Wundermann der Welt ist in diesen Mauern angekommen und verrichtet täglich seine wundervollen Kuren.

Dr. Sheridan von Madame Stephans-Hospital in Dublin gibt täglich Gesicht den Blinden und Gehör den Tauben. Dr. Sheridan heilt den Krebs ohne Operation. Die Hämorrhoiden in kurzer Zeit radical. Allen jenen Personen, die an Nervenzufällen leiden, kann von dem Doctor geholfen werden. Ebenso heilt er radical alle rheumatischen Leiden und verschafft Glatzköpfen einen üppigen, vollen Haarwuchs. Die Auszehrung, wenn sie das zweite Stadium noch nicht überschritten hat, kurirt Dr. Sheridan in 21 bis 25 Tagen. Geheime Krankheiten weichen mit wunderbarer Schnelligkeit seiner Kur.

Wer sich überzeugen will, kann in Dr. Sheridan's

Office gehen und zuschauen, wie er Blinde sehend macht; auch kann man sein Diplom sehen, das im Zimmer aufgehangen ist.

„Office 32 Tivoli Circle, Ecke von Triton Walk, — Sprechstunden von 8 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends."

Ich könnte noch mit mehreren ähnlichen Actenstücken aufwarten, doch das Vorstehende mag genügen, weil es Dir wahrscheinlich mehr sagt, als Du erwartet hast.

Gar viele Leute sterben ohne jegliche ärztliche, ja ohne jede menschliche Hilfe hinweg, da Arzt und Apotheke zu den theuersten Gegenständen gehören, zu denen dann noch ein kostspieliger Aufwärter oder eine Aufwärterin kommt. Es gibt geschickte Aerzte, welche aber einen Krankenbesuch nicht unter 5 Dollars (bei Epidemien steigt der Preis bis zu zehn und mehr) machen*). Der gewöhnliche Preis, selbst bei Aerzten, welche erst noch Praxis suchen müssen, ist $1\frac{1}{2}$ 2 bis 3 Dollars für einen Besuch. Der niedrige Preis wird nur dann bezahlt, wenn viele Besuche, etwa 20 und mehr gemacht werden. Denke aber nur ja nicht, daß alle Aerzte hier reich werden; ach, ich habe recht geschickte gekannt, die fast verhungert sind, bevor sie Praxis hatten und als ihnen das Glück freundlicher lächelte, erlagen sie dem gelben Fieber als Beute, nachdem sie die Cholera glücklich überwunden hatten! — Ein trauriges Loos! — Gar zu viel Schein und wenig Wirklichkeit in dieser neuen Welt! —

Rechnest Du zu den Kosten, welche ein Arzt verursacht (und bei Epidemien muß das Geld bei jedem Besuche

*) Als ich selbst und meine Kinder am gelben Fieber nach dem Tode meiner treuen Gattin schwer darniederlagen, wünschte ich, daß mein Arzt mit einem persönlich mir befreundeten andern Arzte eine Berathung abhalten möge. Mein Arzt war damit zufrieden. Der andere kam. Als ich später wieder hergestellt war, besuchte ich ihn und bat mir für diesen einen Besuch die Rechnung aus. Ich erhielt sie und sie lautete in englischer Sprache: „Für eine Consultation mit Dr. H. 5 Dollars." Dieser Herr erklärte mir, daß er, weil er meinen Sohn und mich gut kenne, nur 5 Dollars berechnet habe; der gewöhnliche Preis für einen solchen Besuch beträgt sonst 10 Dollars.

sogar gleich baar bezahlt werden, zuweilen mit 5 bis 10 Dollars für jeden einzelnen), noch die Arzneien, vielleicht noch einen Aufwärter zu täglich 3 bis 5 Dollars (bei Epidemien ist oft kaum für 10 ein solcher zu haben), so ist es kein Wunder, wenn eine nicht recht wohlhabende Familie durch eine nur 3 bis 4 Wochen anhaltende Krankheit an den Bettelstab gebracht wird. Freilich gibt es Privatspitäler; in diesen ist aber der geringste Preis täglich 1 bis 2 Dollars. Das öffentliche allgemeine Charity-Hospital, in welchem die barmherzigen Schwestern mit großer Aufopferung die Krankenpflege üben, und in dem über 2000 Kranke zu gleicher Zeit aufgenommen werden können, wird von Einigen gelobt, von Anderen das „allgemeine Todtenhaus“ genannt. Was Wahres an der Sache sein mag, läßt sich schwer sagen; doch so viel ist gewiß, daß, wer es irgend möglich machen kann, nicht in's Charity-Hospital geht. Dennoch hat es im Sommer fast jeden Tag 800 bis 1000 Kranke in seinen Mauern. So groß ist hier die Noth.

Während der Sommermonate, d. i. vom Mai bis Anfangs November kann man annehmen, daß von einer anwesenden Bevölkerung von 130,000 bis 135,000 (30,000 bis 40,000 mögen während dieser Zeit New-Orleans verlassen) wöchentlich zwischen 300 bis 400 und darüber sterben. In jedem anderen Monate des Jahres etwa zwischen 100 bis 200 die Woche, eine so große Anzahl von Todten, wie sie uns wohl kaum irgend eine andere Stadt in der Welt von gleichem Umfange zeigt. — Das ist das Ergebniß gewöhnlicher Jahre, wenigstens der letzteren; anders gestaltet es sich, wenn Epidemien um sich greifen, wie 1853 und 1858 ꝛc. Dann verdoppelt sich die Zahl, ja sie steigt an's Dreifache.

Auffallend bleibt es, daß, besonders während der letztvergangenen Jahre, die Sterblichkeit unter den Neuangekommenen die größte war. Man wird vielleicht nicht zu

viel sagen, wenn man behauptet, daß während dieser Zeit unter 100 Eingewanderten nach Jahresfrist noch kaum 15, höchstens 20 mit dem Leben davon gekommen sind. Alle Vorsicht, alle Mäßigkeit, die von vielen angewendet wurde, die Behandlung der Kranken oft selbst durch die geschicktesten Aerzte halfen nichts; der Tod nahm sie gegen ihren Willen hinweg. Verschonte sie die Cholera, oder kamen sie, von ihr befallen, glücklich durch, so war es das gelbe Fieber, welches sie hinwegraffte. Uebrigens ist Niemand vor diesen Krankheiten sicher, selbst der Eingeborne nicht, ebenso wenig der, welcher schon lange hier wohnt und also wie man sagt, acclimatisirt ist. Sterben auch von diesen nicht so viele als von jenen, so doch immerhin noch viele, selbst Leute, die über 20 Jahre hier gelebt haben. Auch kann eine Person öfter von dieser Krankheit befallen werden. Es ist eine abscheuliche Seuche. Sie herrschte im Sommer 1862, 1863 und 1867 wieder und kommen vereinzelte Fälle fast immer vor.

Ich habe Dir in dem Vorstehenden Gelegenheit gegeben, wenigstens einen Blick in das Leben von New-Orleans zu thun (das in den übrigen Staaten und Städten ähnelt dem hiesigen wie ein Ei dem andern, wenn es auch in gesundheitlicher Hinsicht gerade nicht überall so schlimm aussieht); ich will Dir nun einiges von den politischen vorzuführen suchen. Ich halte es für Pflicht, nicht New-Orleans allein, sondern vielmehr die gesammten nordamerikanischen Freistaaten in's Auge zu fassen und das besonders mit aus dem Grunde, weil gerade das politische Leben dieses Landes in Europa, vorzüglich aber in Deutschland, der Schweiz, Oesterreich ꝛc. jedenfalls über Gebühr gelobt wird, indem man immer nur die Licht-, nicht aber die Schattenseite desselben den Leuten zu Gemüthe zu führen sucht. Ich muß indeß einen Schritt in's Geographische thun.

Die nordamerikanischen Freistaaten, oder, wie es der Amerikaner lieber hört, „die vereinigten Staaten von Nord-Amerika," das ungeheuere Land von beiläufig 2,620,000

Quadratmeilen*) läßt sich des übersichtlichen wegen in vier größere Gruppen theilen:

I. Oestliche oder Neu-England-Staaten.

Zu diesen gehören: 1. Maine mit 35,250 QM. mit der Hauptstadt Portland; 2. New-Hampshire mit 8500 QM., der sogenannte Granitstaat, Hauptstadt ist Portsmuth; 3. Vermont, 10,212 QM. mit Montpellier; 4. Massachusetts, 85,000 QM. mit Boston; 5. Rhode-Island, 1500 QM. mit Providence; 6. Connecticut 4764 QM., Hauptstadt New-Hafen.

II. Mittlere Staaten und zwar:

7. New-York, 47,000 QM., mit New-York; 8. New-Jersey, 6600 QM. mit Paterson; 9. Pennsylvanien, 46,000 QM. mit Philadelphia; 10. Delaware, 2100 QM. mit Wilmington; 11. Maryland, 10,950 QM. mit Baltimore. Zwischen Maryland und Virginien liegt noch der Distrikt Columbia, 120 QM. mit Washington.

III. Südliche Staaten und zwar:

12. Virginien und West-Virginien, 75.000 QM. mit Richmond; 13. Nord-Carolina, 50,000 QM. mit New-Bern; 14. Süd-Carolina, 33,000 QM. mit Charleston; 15. Georgien, 62,000 QM. mit Augusta; 16. Florida, 55,000 QM. mit St. Auguſtine (älteste Stadt der vereinigten Staaten); 17. Alabama, 51.770 QM. mit Mobile; 18. Mississippi 48,000 QM. mit Mobile; 19. Louisiana, 48,320 QM. mit New-Orleans; 20. Texas, 258,300 QM. (ungefähr) mit Galveston; 21. Arkansas, 55,000 QM. mit Little Rock.

IV. Westliche Staaten und zwar:

22. Ohio, 44,000 QM. mit Cincinnati; 23. Kentucky, 40,500 QM. mit Louisville; 24. Teneſſee, 45,000 QM. mit Nashville; 25. Indiana, 36,400 QM. mit

*) Unter den Quadratmeilen sind hier immer englische zu verstehen. Ich habe die Gesammtstaaten im Auge, weil ich die Hoffnung hege, daß unselige Kriege nicht mehr das Land erschüttern werden.

Indianopolis; 26. Illinois, 55,000 QM. mit Chicago; Michigan, 60,000 QM. mit Detroit; 28. Missouri, 65,000 QM. mit St. Louis; 29. Wisconsin, 100,000 QM. mit Milwauki; 30. Jowa, 200,000 QM. mit Jowa; 31. Californien mit San Francisco; 32. Oregon mit Portland, 33. Kansas mit Topeka.

Dazu werden noch Washington, Nebraska, Utah, Neu-Mexiko, Newada, Dakota, Idaho, Arizona, Montana, Wyoming und das Indianergebiet gezählt.

Jeder dieser Staaten oder dieser Gebiete bildet für sich ein Ganzes mit eigener Regierung. Die vorstehend beigefügten Städte sind nicht immer auch die Sitze der Regierungen, vielmehr nur die umfangreichsten. Letztere werden nach der Zweckmäßigkeit gewählt und befinden sich oft in kleinen Städten. Darüber entscheidet das Volk, das ist die stimmfähigen Bürger, durch Abstimmung.

Jeder Staat hat seine ihm eigenthümlich zugehörenden Rechte, über die oftmals die Ansichten weit auseinandergehen. Trotz aller dieser Verschiedenheiten bilden alle Staaten wieder einen Gesammtstaat unter dem schönen, weiten Mantel der amerikanischen Gesammtverfassung, zu deren Wahrung der Präsident zu Washington von vier zu vier Jahren erwählt wird. Sein Stellvertreter ist der Vicepräsident, auch von vier zu vier Jahren gewählt. Ihm zur Seite steht eine vollziehende*) und eine gesetzgebende Gewalt. Letztere wird auch Congreß oder Bundesversammlung genannt, weil jeder Staat eine Anzahl Abgeordneter, um hier zu wirken, erwählt. Die Berathung geschieht in zwei Häusern, dem Senate (der Vorsitzende ist hier der Vicepräsident) und dem Hause der Repräsentanten (dieses wählt seinen eigenen Sprecher) für je 47,000 Einwohner (künftig für je

*) Die vollziehende Gewalt, vom Präsidenten unter Zustimmung des Senats gebildet, besteht aus dem Staats-, Kriegs- und Marinesekretär, dem Staatsschatzmeister, dem Generalrechtsanwalt und dem Generalpostmeister, welche nach seinen politischen Ansichten die in ihren Kreis einschlagenden Geschäfte zu besorgen haben.

60,000 Einwohner) ein Glied auf zwei Jahre *). Was nun hier in Washington (im sogenannten weißen Hause) berathen und zum Beschluß erhoben wird, ist im Allgemeinen maßgebend für den ganzen Umfang des unermeßlichen Landes. Den auf solche Weise entstandenen Einrichtungen und Gesetzen hat der Einwanderer, will er Bürger dieses Landes werden, Treue zu schwören. Es wird dazu von Niemandem genöthigt; es bleibt das dem Ermessen eines Jeden überlassen, und es gibt Leute, welche zehn Jahre und länger hier wohnen, ohne je Bürger geworden zu sein oder geschworen zu haben. Würde man sich nun immer auf diesem Boden bewegen; würde man an den Einrichtungen, die sich ein freies Volk durch seine von ihm selbst gewählten Abgeordneten gegeben hat, festhalten: so könnte ein Leben, eine Ordnung sein, wie sie der Politiker von echtem Schrot und Korn nur immer wünschen mag. Aber auch hier kommt leider wie überall, ganz besonders in der Neuzeit, die Leidenschaft der Parteien und verbittert sich in kaum begreiflicher Weise das Leben. Den Hauptausschlag zu dieser Verbitterung gab ohne Zweifel die Sklavenfrage, welche von den sogenannten Natives, die sich die Eingebornen und also die Bevorzugten wähnten, je nachdem sie in dem südlichen oder nördlichen Staate wohnten, verschieden ausgelegt wurde. Die im Norden, welche sich auch Republikaner nennen, waren gegen die Sklaverei. Ihnen fast gegenüber stehen die sogenannten Demokraten, sowohl des Südens, wie auch selbst des Nordens. Dieselben unfreundlichen Demokraten suchten daher fast immer einen Präsidenten ihrer Farbe zu erwählen. Die Republikaner waren darüber erbittert und erst bei der letzten Wahl setzten sie ihren republikanischen Candidaten, den leider zu früh dahin geopferten Präsidenten Lincoln, durch. Was lange unter der Asche geglimmt, trat leider ein. Es sagten sich vom

*) In den sogenannten Sklavenstaaten rechnete man 5 Sklaven für 3 weiße Bürger. Die Sklavenhalter gaben statt ihrer die Stimmen. Es wird vielfach daran gearbeitet, auch den Farbigen das Stimmrecht zuzugestehen.

Bunde los oder es bildeten einen Sonderbund die Staaten: Süd-Carolina, Missisippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, der größte Theil von Virginien, Arkansas, Nord-Carolina und ein Theil Tenessee's. Treu dem Bunde blieben von den ursprünglichen dreizehn Staaten nur: New-Hampshire, Massachusets, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und ein Theil von Virginien. Von den später hinzugekommenen Staaten: Maine, Vermont, Kentucky, Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Minnesota, Jowa, Missouri, Kansas, Californien, Oregon und ein Theil von Tenessee. Dazu die Territorien Washington, Nevada, Utach, Colorado, Dakota, New-Mexiko, mit Arizona und der Distrikt Columbia. Zwischen Nord- und Süd in der Mitte stehen jene Staaten, welche zwar Sklaven hielten, aber theils aus freiem Willen, theils durch die Macht des Nordens gezwungen, an dem Kriege nicht auf Seite der Südstaaten Antheil genommen haben oder wenigstens nur theilweise. Hierher gehören: Delaware, Maryland, Missouri, Kentucky und Tenessee. Virginien, Missisippi und Louisiana hatten zwar überwiegend Partei für den Süden ergriffen, allein es waren bedeutende Strecken ihrer Gebiete von den Bundestruppen rasch besetzt worden. Die Gegensätze waren nun ungefähr diese: Die sklavenfreundlichen Demokraten selbst des Nordens drangen auf Frieden und wollten den Süden loslassen; die Republikaner drangen auf energische Fortsetzung des Krieges und sagten: der Süden muß unterworfen werden; wir werden stark genug sein. Man kann die Gegensätze vielleicht auch so ausdrücken: Soll in Zukunft die Sklaverei oder die freie Arbeit das Lebensprinzip der Vereinigten Staaten sein. Die sogenannten Demokraten scheinen das Erstere, die sogenannten Republikaner das Letztere zu wollen. Die Sache ordnet sich nach und nach und die Einigkeit wird blühen.

Trotzdem nun Amerika von Fürsten nicht regiert wird, ein stehendes Heer nach europäischen Begriffen nicht bezahlt

und Beamte bei Weitem in solchem Grade nicht ernährt werden müssen, wie das Alles in Europa der Fall ist, so sind doch die Abgaben nicht gering, um die verschiedenen Staatsmaschinen im Gange zu erhalten. Zunächst ist es ein bedeutender Eingangszoll auf Alles, was nicht aus den Vereinigten Staaten selbst kommt, den aber natürlich die Bewohner wieder durch die Theuerung der Waaren bezahlen müssen. Dann muß für die Betreibung eines jeden Geschäfts eine doppelte Abgabe (Taxe) entrichtet werden, eine Staats- und eine City- (Stadt-) Taxe, wovon letztere häufig die bedeutendste ist. Die Taxe richtet sich gewöhnlich nach der Größe, dem Umfange und der Beschaffenheit des Geschäfts und geht von 10 Dollars für ein ganz geringfügiges Hausirgeschäftchen bis in die Hunderte von Dollars für ein Kaffeehaus*), eine Großerie, und ein Geschäft mit Großhandel, dazu gesellt sich noch eine Abgabe auf liegende Gründe. Daß jetzt, wo man die ungeheuren Kriegskosten zu decken, sehr bedeutende Steuern erhoben werden müssen, ist ganz natürlich und verschwindet darum der Wahn, man zahle in Amerika keine Steuern. Der Krieg, welcher gegen 4 Jahre gedauert hat, kostet gegen 6000 Millionen Dollars und führte über 3 Millionen Menschen in den gegenseitig so blutigen Kampf. Daß der Auswandernde unter diesen Umständen weit weniger in jenem Lande als sonst zu erwarten hat, ist klar, denn Friede, Ruhe und selbst Freiheit von der Conscription sind für lange dahin, und wird erst die Zukunft das Weitere lehren. Doch lebt neue Hoffnung auf und scheint sich der Freistaat glänzend bewähren zu wollen.

Die Beamten (sowohl die Justiz-, wie Richter und weiter auf- wie abwärts), die Finanz-, Polizei-, Gemeinde- ꝛc. Beamten, Lehrer, werden alle durch die Bürger und

*) New-Orleans hat nur 2800 Kaffeehäuser! — Die Steuern sind längst erhöht worden, und sind eben größer, als in irgend einem europäischen Staate, da man nach dem neuen Steuersysteme fast auf jedes Einkommen Steuer gelegt hat. Dadurch ist man aber auch schon jetzt in den Stand gekommen, die ungeheure Kriegsschuld nach und nach zu tilgen. Die Verhältnisse regeln und bessern sich.

gewöhnlich nur auf die Dauer von einem Jahr gewählt, Wie da von den Parteien, wie von den Einzelnen gewühlt, wie Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden, um Diesen oder Jenen in diese oder jene Stellung zu bringen, oder dieses oder jenes Amt für sich zu erhaschen, Dir das handgreiflich zu schildern, ist meine Feder zu schwach. Daß Wein, Branntwein, Geld, Pulver und Blei, selbst der Dolch nicht selten hier ihre wirksame Rolle spielen, sind bekannte Dinge. Dieses wird sobald nicht anders werden.

Da nun die Mehrzahl der Beamten entweder gar keinen oder doch verhältnißmäßig einen nur geringen Gehalt bezieht, so müssen hier die Sporteln den größtmöglichen Ertrag abwerfen. Wer darum in die Lage kommt, mit Gerichts- oder sonstigen Beamten verkehren zu müssen, sorge ja für Geld, für viel Geld, sonst kommt er zu kurz, trotzdem, daß die Gerichtsverhandlungen alle öffentlich sind. Von der Größe solcher Sporteln kannst Du Dir vielleicht eine kleine Vorstellung machen, wenn ich Dir sage, daß eine einfache Beglaubigung einer Unterschrift 2 Dollars kostet und dazu wird nicht etwa, wie in Europa, Stempelpapier genommen (in neuester Zeit ist auch der Stempel aufgekommen), sondern ein Blättchen gewöhnlichen Papiers, das Du mitbringst. Beamte werden denn auch, selbst wenn sie nur wenige Jahre ein Amt verwalten, häufig wohlhabende, oft selbst reiche Leute. Und dabei habe ich nur gesetzlich Erlaubtes im Auge; wie oft aber gesellt sich noch Unerlaubtes hinzu? Und wer hat das Alles wieder zu bezahlen? — Niemand anders, als der Bürger. Ob nach diesem die Recht haben, welche behaupten, in Amerika bezahle man geringere Abgaben oder Steuern, überlasse ich Deiner eigenen Beurtheilung.

Trotz aller dieser Abgaben ist aber weder das Eigen thum, noch das Leben der Menschen besonders gesichert, wi die vielen Diebstähle, Feuersbrünste, Mordthaten und Mordanfälle, die in jeder Woche, zuweilen an jedem Tage stattfinden, mehr als hinreichend beweisen. Freilich darf man aber auch auf der andern Seite nicht außer Acht lassen,

was für Menschen, in den bei Weitem meisten Fällen, aus fast allen Ländern der Erde nach Amerika einwandern; daß die Verschiedenheit in Sitten und Gebräuchen, besonders die Unkenntniß in der Sprache, manchen Wirrwar ꝛc. veranlassen. Sind ja auch die europäischen Staaten nicht frei von derartigen Erscheinungen, trotzdem so viele Uebelgesinnte auswandern und mehr so zu nennende Brave bleiben! — Ob es nun nach dem Kriege besser werden wird, ist abzuwarten, vielleicht, doch gewiß nicht so schnell.

Wie sehr nun durch der Leute eigenes Verschulden der vielleicht glücklich sein könnende Zustand Amerikas verdunkelt wird, leuchtet ein. Wie alles dieses anders, d. h. besser werden kann und werden wird, ist schwer zu bestimmen. Viele, sehr viele Menschenfreunde sind auf diesem Felde thätig, und zu wünschen bleibt für die Amerikaner jedenfalls, daß Verstand und Herz der Menschen sich vereinen, um sich nicht gegenseitig zu verbittern, was die Natur, was die eigenen geschaffenen Gesetze Gutes an sich haben. Des Lebens Kampf ist an sich schon schwer genug, ohne ihn sich noch durch oftmals so unnöthigen Wermuth zu verbittern.

Wollte ich nun über den gesundheitlichen Zustand der einen oder anderen Gegend der nordamerikanischen Freistaaten Dir ein gedrängtes Bild vorführen, so würde mich das, von den kaum zu überwindenden sonstigen Schwierigkeiten zu reden, auf einen Weg bringen, der mich mein vorschwebendes Ziel erst auf langen Umwegen erreichen ließe, und Dich am Ende doch nicht befriedigte. Doch will ich Dir mein Urtheil in Beziehung auf den in Rede stehenden Gegenstand nicht vorenthalten. Es läßt sich in die wenigen Worte fassen: „Es gibt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Gegenden, von denen die eine weniger ungesund ist, als die andere.“ Was man nach echt deutschen Begriffen eine recht gesunde Gegend mit Recht nennen könnte, so dürfte eine solche wohl noch erst aufgefunden werden müssen. Es klingt Dir dieses Urtheil viel-

leicht hart, aber nach meiner Erfahrung und nach den Mittheilungen, die mir von gar vielen Seiten in Amerika mündlich wie schriftlich wurden, kann ich unmöglich anders urtheilen, wenn ich Dich auch bitte, meinem Urtheile ja nicht das der Unfehlbarkeit beilegen zu wollen. Vielleicht daß Andere anders urtheilen.*) — Doch ich will zu den Erinnerungen an New-Orleans und an die Freistaaten zu rückkehren.

Man sollte glauben, in einer Stadt, in welcher die Sterblichkeit so groß und so plötzlich ist, (ich habe Fälle erlebt, in denen gesunde Leute, welche von der Cholera ergriffen wurden, nach 2, 3 und 4 Stunden todt waren, beim gelben Fieber nach 3 bis 4 Tagen), würde die Geselligkeit und das Anschließen des Menschen an den Menschen von der Art sein, daß man sie eine herzliche oder doch wenigstens eine gemüthliche nennen könnte. Da irrt man aber sehr. Mit den Worten: „Hilf Dir selbst," „das Leben ist kurz" 2c. sucht Jeder für sich zu genießen, was ihm nur irgend möglich ist, sucht Jeder zu gewinnen, soweit er es nur mit seinen Kräften vermag. Das Kapital, sei es das klingende, oder das der Kräfte, wird bis zu den höchst möglichen Prozenten hinaufgeschraubt. — Ich kann nicht unterlassen, hier beiläufig zu bemerken, daß für geliehenes Geld acht vom Hundert der geringste Zinsfuß ist, daß aber diese Prozente beim Darlehen selbst sogleich abgezogen werden, Du also statt 100 nur 92 Dollars erhalten wirst. Uebrigens wechselt der Zinsfuß und steigt bis 12 vom Hundert und noch höher.

Bei Leuten, welche Vertrauen genießen, wird auf einen einfachen Handschein, sogenannte Note, Geld geliehen. Dieses ist überhaupt am gewöhnlichsten. In Fällen, wo zu sog. Verschreibungen gegriffen werden müßte, kommen Anleihen nur schwer zu Stande. Diese Noten sind ein ganz gewöhn-

*) Daß nach einem Jahrtausend die klimatischen Verhältnisse sich günstiger gestalten werden, dafür bürgt unser deutsches Vaterland, wenn *wir nur tausend* Jahre in die Geschichte zurückblicken.

liches Blänc[illegible] man solche Aeußerlichkeiten
die Summe [illegible] In diesem Streben
mit so und so [illegible] zu sorgen, ist auch der
Mit oder vielmehr [illegible] um Andere
len wieder von einem [illegible] das ist der
solche in Noten gegebene [illegible] den we-
auf den Tag, ich möchte [illegible] von
werden, sonst sind Kosten und [illegible] sehr
— So ist es in ganz Amerika, [illegible]
über welche alle Gebildeten in [illegible]
überhaupt schwer, daß das deutsche Element
Geltung kommt. Einige wenige Ausnahmen
maßgebend sein. In der Verwaltung, in
es sonst sein mag, schwimmt die s. g. englische
d. h. sie hat die besten Stellen inne und gibt
Ton an. Auch dieses bleibt niederdrückend für den
den Deutschen, der jenseits des Meeres eine neue
zu gründen hofft.

Von sonstigen Zwecken, wie etwa das Wohl der Menschheit befördert werden könne 2c., von Gewissenhaftigkeit (Uneigennützigkeit kennt man kaum) und Derartigem wissen gar Wenige etwas. Es gilt da nicht die Frage: Hat die Sache A wirklich den Werth, welchen man für sie fordert? Sie gilt das eben. Willst Du sie nicht, so laß es, oder ist die Arbeit, ohne vorher ausbedungen zu sein, zu welchem Preise, verrichtet, so hast Du zu bezahlen, mag Dir Dein Verstand auch hundertmal sagen, das ist zu viel, das ist geprellt. Wirst Du verklagt, so bekommst Du noch die Gerichtskosten, die hier immer sehr hoch sind, dazu; denn das Gericht entscheidet jedenfalls zu Gunsten des Arbeiters, der hier vielfach durch das Gesetz in Schutz genommen ist. Hast Du einen Knecht, eine Magd, einen Gehilfen 2c. auf einen Monat gedingt (auf längere Zeit miethet man nicht) und er geht schon nach etwa vierzehn Tagen freiwillig fort, weil es ihm bei Dir nicht gefällt, so mußt Du Dir das gefallen lassen und ihn bis zum

letzten Tage seines Bleibens bezahlen. Schickst Du ihn aber fort und er hat nicht Lust zu gehen, Du zwingst ihn indeß mit Gewalt, so hast Du, und wäre es in den ersten acht Tagen, ihm den Gehalt vom ganzen Monate zu bezahlen und dazu die Gerichtskosten, wenn Du es nicht gutwillig thust. Zu was für Scenen das oft Veranlassung gibt, denke Dir selbst hinzu; ebenso, wie das Gesinde sein mag. —

Der Lohn für Gesinde ist nach hiesigen Begriffen sehr hoch, 10 Dollars und mehr für eine Magd, wenn sie koken und waschen kann; 12, 20 und mehr für einen Knecht, dabei aber volle Beköstigung und Wohnung. Ich habe Schmiedegesellen ꝛc. gekannt, welche bei guter Beköstigung und Wohnung monatlich 28, 30 und mehr Dollars Lohn erhielten. Doch es heißt hier: Wie gewonnen so zerronnen. Recht wenige Arbeit — recht große Bezahlung, das ist so gang und gäbe. Daher auch kommt es, daß selbst bei solchen, welche durch die Bande des Blutes näher verbunden sind, oder es doch, schon nach den gewöhnlichen Naturgesetzen, ganz besonders sein sollten, wie unter Kindern und Eltern, Geschwistern ꝛc. oft nach Verlauf von wenigen Jahren eine solche Kälte und Gleichgiltigkeit eintritt, die Jeden, unbekümmert um den andern, seinen eigenen Weg gehen läßt. Daher der so leichte Sinn, wenn Eltern, Geschwister, Landsleute, plötzlich vom Tode hinweggerafft werden. Ja, heißt es dann, das ist einmal so, daran muß man sich gewöhnen. Dann wird sich schwarz gekleidet, das männliche Geschlecht trägt Flor am Hute und die Sache ist abgemacht. — So ist es überall in Amerika, nicht blos hier, mag man das auch von gewissen Seiten in Abrede stellen wollen.

Es schaudert einem anfänglich, wenn man die vielen mit Flor umwundenen Hüte, die vielen schwarz gekleideten Damen und Kinder sieht, weil keine Stadt in der Welt fast fort und fort so viele Trauerzeichen zur Schau trägt. Ist man aber erst dahinter gekommen, daß auch das meist

nur Humbug ist, so übersieht man solche Aeußerlichkeiten mit einer gewissen Gleichgiltigkeit. — In diesem Streben nun, nur zu genießen und für sich zu sorgen, ist auch der Grund einer fast gänzlichen Unbekümmertheit um Andere zu suchen. — Ich bin mir selbst der Nächste, das ist der Hauptgrundsatz. So verkümmern Unzählige. Von den wenigen Leuten, welche vorankommen, sprechen viele; von den vielen, welche zu Grunde gehen, keiner, oder sehr Wenige.

Man hat sich freilich, nach meinem Dafürhalten, wenigstens scheinbar, vielfach bemüht, eine Art von geselligem Leben zur Schau zu tragen, — heimisch zu machen, kann es nicht genannt werden. Man war aber entweder in der Wahl der Mittel nicht glücklich, da sie Geld, viel Geld kosten, oder man kennt den rechten Weg, der zur eigentlichen Geselligkeit führt, gar nicht. Der Humbug ist die Hauptsache. Fehlt ja die Uneigennützigkeit durchaus.

Vielleicht erleichtert oder erschwert man die Aufnahmen zu sehr. Das weibliche Geschlecht ist denn bei allen Vereinen wie ausgeschlossen, natürlich bei Bällen nicht, wo die Damen, wie überall, die erste Rolle spielen. Vielleicht hat man auch bei den Vereinen weniger die Geselligkeit, als sonstige sociale oder politische Zwecke im Auge. Ich möchte fast behaupten, auch hier ist der Humbug Hauptsache. —

Um Dir doch zu zeigen, daß es hier, wenigstens dem Namen nach, nicht an Vereinen fehlt, will ich Dir, sind es gleich nur Namen, einige anführen. Ich rechne dahin etwa dreißig Freimaurerlogen in der einen Stadt New-Orleans. Die Mitglieder dieser bemühen sich, geistig und materiell zu helfen. Sie sind vielfach über die Freistaaten verbreitet, die Old-Fellows, auch eine Art Freimaurer-Verbrüderung, die in vielen Zweigen über New-Orleans und Umgegend (überhaupt in Amerika) verbreitet ist, sich durch öffentliche Züge zuweilen breit macht und bedeutende Summen kostet. Dann ist für jeden der vier Distrikte, in welche New-Orleans ein-

getheilt ist, ein deutscher Verein. Dazu ein deutscher St. Josephs-Waisenverein; ein deutscher Louisiana Draymannsverein (es sind dieses die Karren- oder Rollwägen-Inhaber) 2c. Wie die Deutschen, so haben auch Irländer, Franzosen, Amerikaner 2c. ihre Vereine. So gibt es einen Schweizerverein, einen portugiesischen Wohlthätigkeitsverein 2c. Dazu die militärischen Vereine, wie die Jefferson-Garde-Compagnie, die Füsilier 2c. Turnverein, Singverein; die verschiedenen Feuer-Compagnien, nach ihren verschiedenen Nummern, wie Louisiana Feuercomp. Nr. 10; Jefferson-Feuercomp. Nr. 22; Pionnier-Feuercomp. Nr. 1; Vigilant-Feuercomp. Nr. 3 2c. Außerdem der Barbierbund, der Barkeeper-Verein (die Kellner) 2c. 2c. Dazu gesellen sich noch die mannigfaltigen Vereine bei den verschiedenen religiösen Genossenschaften. Liest und hört man das (alle amerikanischen Zeitungen sind voll von derartigen Anzeigen), so kommt man zu der Ueberzeugung, daß es kaum in einem Theil der Erde mehr Gesellschaften, Verbindungen und Vereine geben kann, als hier. Und dennoch nichts von dem, was man nach deutscher Sitte „Geselligkeit, verbunden mit Gemüthlich"-it" nennen könnte. Aber desto mehr Gelegenheit, Geld und Gesundheit einzubüßen, denn das Geld und dessen Vergeudung scheint überall Hauptsache.

Am wirthschaftlichen Schenktische scheint man zuweilen versucht sein, den Gedanken zu fassen, das Leben sei in Amerika gesellig; aber auch dieser Traum dauert gewöhnlich nur so lange, bis die Gläser ausgetrunken sind und dann sehen sich die Trinkenden vielleicht höchst selten oder wohl gar nie mehr wieder. „Ja," sagte einst ein Biedermann, „an der Bare (Schenktisch des Wirthes) hatte ich Bekannte genug, die mich viel Geld kosteten (durch das sogenannte Traktiren, was über ganz Amerika so sehr verbreitet ist), aber einen Freund suchte ich seit Jahren vergebens."

Selbst das gemüthliche Band des ehelichen Zusammenlebens, häufig das Einzige, was einem fühlenden Manne, einer gefühlvollen Frau neben der Religion das

Leben erheitert, oder doch wenigstens genügend und lebenswerth macht, selbst dieses ist leider in gar zu vielen Fällen ein lockeres und auf Schein gegründetes. Auch hierher, in dieses Heiligthum, wie ich es nennen möchte, hat sich der Humbug Eingang zu verschaffen gewußt. Der Eine nimmt eine Frau, um sie bei einer öffentlichen Gelegenheit, im Theater, auf dem Balle (Bälle sind fast in jeder Woche bei den einzelnen Gesellschaften) ꝛc. zeigen zu können, im Uebrigen geht er seinen Weg, wie es ihm beliebt. Ein Anderer nimmt sich ein Weib, um ein Obdach, einen Ruhepunkt, eine Pflege zu haben, wenn ihn das sonstige Leben anekelt ꝛc. Aehnlich wie bei vielen Männern, ist es auch bei vielen Frauen. Auch sie gehen ihre eigenen Wege und finden nur zu häufig im sogenannten beschäftigten Müssiggange und im Putze, ihres Lebens schönstes Glück, denn an ein Arbeiten im deutschen Sinne sind wenige gewöhnt.

Das Alles kommt Dir noch sonderbarer vor, wenn Du weist oder siehst, mit welcher Aufmerksamkeit die Ladies- (Damen-) Welt der äußeren Form nach in Amerika behandelt wird. Da heißt es am Eisenbahnwaggon und im Omnibus in großer Schrift: „Expressly for ladies“ (besonders für Damen), oder: „Positively no smoking“ (es darf durchaus nicht geraucht werden). Du bewunderst das Zuvorkommen, mit dem eine Lady (spr. Lädie), wenn sie in einen Omnibus ꝛc. steigt, von dem ersten besten Herrn behandelt wird, mag die Dame alt oder jung, hübsch oder garstig sein; wie Herren an der Seite von Damen diesen die besten Fußpfade einräumen, sie überhaupt mit Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten überhäufen ꝛc. und wie dennoch das Alles nur Schein, nur Humbug ist. — Die Ehen werden rasch geschlossen und ebenso rasch aufgelöst, indem der eine Theil den andern sitzen läßt.

Wie es in Amerika mit der Erziehung der Kinder aussehen mag, kannst Du Dir vorläufig selbst ausmalen, und kein Wunder, wenn die jetzige Generation und ihr Wirken denkende Menschenfreunde zum Kopfschütteln veran-

laßt. Man kann unmöglich solchem Staatsgebäude, wenn die Mehrzahl der einstigen Bürger solche Wege einschlagen sollte, was doch leider nur zu wahrscheinlich, eine eigentlich beglückende oder überhaupt günstige Zukunft stellen. Wo die Bande des Familienlebens gelockert, wo in denselben Gefühl für Religion, Liebe, Wahrheit und Gewissenhaftigkeit auf die niedrigsten Grade zurückgeführt sind, da läßt sich überhaupt, gar manches andern, das zum Glücke von Familien, Gemeinden und Staaten gehört, nicht zu gedenken, für die Folgezeit wenig Gutes erwarten.

Auch die weiter folgende Erziehung in den öffentlichen wie privatlichen Erziehungsanstalten schlägt einen ähnlichen — kalten Weg ein. Von Grundsätzen, die dem Jünglinge, der Jungfrau als eine Mitgift, als Pfeiler für das einstige Leben erscheinen könnten, ist fast nirgends die Rede. Alles entweder kalte Abrichtung, oder höchstens nur für das praktische Leben berechnet. — Tritt nun gar noch eine religiöse Corporation, etwa wie die Methodisten ein, so wird das Aeußere eines religiösen Cultus wohl gar noch als Magd benutzt, um die Menschen völlig irre zu führen. Aber wie Viele wachsen ohne allen Unterricht, ohne jegliche religiöse, ohne jede Schulbildung auf! Mehr als irgend wo anders. Darin denn wohl mit hat es seinen Grund, daß Mordthaten, Feuersbrünste ꝛc. in jeder Woche, ja zuweilen an jedem Tage vorkommen. Als bei zu häufigen Feuersbrünsten (an drei oder vier Ecken an jedem Abende) davon die Rede war und geäußert wurde, es müßten die Versicherungen erschwert werden ꝛc. hieß es: Die Versicherungs-Compagnien erhalten ja Prozente genug. Es ist recht gut, wenn es viel und oft brennt, da bekommen die Leute auch Arbeit, an der es eben vielfach fehlt ꝛc. Freilich bemüht sich die Polizei, sich solchem Treiben entgegenzustellen, aber auch über sie wird vielfach geklagt, weil die Allgewalt der Kräfte der Dollars die harten Gemüther der Offizianten nur in zu vielen Fällen erobern soll. Sie sind ja nur für ein Jahr in

ihrem Dienste! und während dieses Zeitraumes suchen sie zu gewinnen, so viel ihnen möglich ist.

Um das Bild dieser Erinnerungen an Amerika möglichst vollständig zu geben, will ich auch der Religion oder Gottesverehrung gedenken, da deren Wichtigkeit und hohe Bedeutung von Vielen mißkannt oder mißdeutet wird.

Versteht man unter dem Worte Religion jenes Geschenk des Himmels, welches dem Menschen hienieden Kraft und Muth verleiht, im Glück nicht übermüthig zu werden und im Unglücke nicht zu verzagen, sondern voll gläubigen Vertrauens zum Allvater im Himmel getrosten Blickes in die Zukunft, ja in ein besseres Jenseits des Grabes zu schauen; so dürfte solche Anschauungsweise sich in Amerika vielfach nur unter Zerrbildern erblicken lassen. Von einem Christenthume in der That und Wahrheit kann wohl nur unter Wenigen ernstlich die Rede sein, von Abarten desselben dagegen desto mehr. Vom hartnäckigsten Unglauben bis zum lächerlichsten Aberglauben finden sich alle Zwittergestalten; ein Gebiet, das, so weit und breit es auch ist, überall wenigstens scheinbar, seine Jünger zählt und zeigt. Es tritt dieses auch, ob zu Gunsten der amerikanischen Bevölkerung, bleibe hier unerörtert, bei dem Treiben der Menschen zu sehr für den nur einigermaßen aufmerksamen Beobachter zu Tage. Denn die, welche einen Gott und eine Vergeltung wie eine Unsterblichkeit leugnen, deren Streben kann und ist nur auf das irdische, das Erwerben und den Genuß des Erworbenen gerichtet, gar häufig unbekümmert, in wie weit dieses selbst auch nur mit naturrechtlichen Grundsätzen übereinstimmt.

Andere Glaubens- oder Konfessionsgenossen glauben durch Rutschen auf den Knien, durch plötzliche Eingebung des heiligen Geistes (die Methodisten, Baptisten ꝛc.) ihren Genossen vorleuchten und in den sonderbarsten Formen die Gaben der Gottheit erflehen zu müssen. Doch im geschäftlichen Verkehre werden sie alsbald erkannt, denn Lug und

Betrug scheint bei vielen von ihnen zu ihren erbetenen Tugenden zu gehören.

Ich könnte Dir verschiedene sogenannte Konfessionen anführen, denn die Sektenzahl geht ins Fabelhafte und ist so groß, wie in keinem Lande der Erde, dürfte ich nicht voraussetzen, es wäre Dir das Alles hinreichend bekannt. Aber berührt zu werden verdient es wohl, daß im 19. Jahrhunderte nach Christus ein Fall vorkommen konnte, (andere will ich nicht erwähnen), in dem die Eltern ihr Kind behext glaubten und auf den Rath eines dieser Sekte angehörenden sog. Geistlichen das Bett, in welchem das Kind geschlafen hatte, in der Nähe eines Waldes von Schüssen durchbohrt werden mußte, um den vermeintlichen Teufel auszutreiben!

An Kirchen und Kirchlein, aus Brettern, Bricks oder Steinen gebaut, ist kein Mangel, eher Ueberfluß, denn Pilzen gleich wachsen sie aus dem Boden. Die häufig nur sogenannten Geistlichen irgend welcher Confession oder Sekte wissen schon ihre Leute herauszufinden und von diesen die erforderlichen Mittel zu erhalten, da bekanntlich der Staat als solcher auch nicht das Geringste, nicht einmal einen Bauplatz zu kirchlichen oder religiösen Zwecken hergibt. Bauplatz, Kirchenbau, innere Ausschmückung des Gotteshauses, Besoldung der Geistlichen ꝛc. haben immer und überall die Konfessions- oder Sektengenossen herbeizuschaffen.

Von einer hehr oder heilig zu nennenden Feier eines Sonn- oder Festtages kann übrigens hier bei Unzähligen gar nicht die Rede sein. Freilich soll der Sonntag, selbst nach staatlichen Gesetzen, gefeiert werden, aber es geschieht dieses nicht, wenn der Einzelne nicht will. Was an den Werktagen unter saurem Schweiße verdient wurde, wird von gar vielen an einem Sonntage darauf in den Kaffeehäusern verjubelt. Fünf, sechs bis zehn Dollars sind in wenigen Stunden, ohne besondere Genüsse gehabt zu haben, durchgebracht. In jenen Staaten, in welchen die Temperanzgesetze (Mäßigkeit) fast bis ans Lächerliche in Kraft getreten sind, und

wo die Puritaner die größere und vorherrschende Masse ausmachen, wird die äußere Sonntagsfeier bis ins Kleinliche ja Lächerliche gehandhabt, wie Du ja aus den Zeitungen wissen wirst, ohne nennenswerthe Frucht, Heuchelei etwa ausgenommen, hervorzubringen*).

Da es der amerikanische Staat als solcher nur mit Menschen zu thun hat, unbekümmert um das Glaubensbekenntniß derselben, so ist es auch jedem Einzelnen gestattet, sich kirchlich trauen oder nicht trauen, seine Kinder taufen oder nicht taufen zu lassen. In den amerikanischen sogenannten Freischulen (für diese Anstalten sorgt der Staat und die politische Gemeinde im großartigsten Maßstabe) wird Schuldgeld nicht bezahlt. Alle Bücher, Tafeln, Papier ꝛc. werden den Kindern ohne die geringste Bezahlung geliefert. Die Sprache in allen diesen Anstalten ist ausschließlich die englische; da kein Religionsunterricht (es ist in der jüngsten Zeit wieder vorgeschlagen, die Bibel in denselben zu lesen, doch sind von allen Seiten und Konfessionen Gegner in Masse gegen diesen Vorschlag aufgetreten) ertheilt wird, so bleibt es wieder Sache der Eltern, ob ihre Kinder in Religionswahrheiten irgend einer Konfession unterrichtet werden sollen oder nicht; ob sie sich an irgend eine Konfession anschließen sollen, wollen oder nicht. Von einem Gehen zum Abendmahle in einem gewissen Alter weiß man nichts. Es ist ein Privatübereinkommen des Einzelnen mit einem betreffenden Geistlichen seiner Konfession, oder der Konfession, welche ihm die geeignetste erscheint. Es lassen nun allerdings viele, wohl die meisten Eltern ihre Kinder taufen ꝛc., auch wohl manche sie in Religionswahrheiten unterrichten, doch letzteres gewöhnlich nur kurze Zeit, zuweilen nur drei Monate hindurch in einigen wöchentlichen Stunden, indeß andere nur ihre Kinder in die Schule schicken, aber ihnen

*) Ein Schriftsteller sagt: Amerika ist das Land der Sekten, das Land, wo die Religion auf allen Gassen schreit, aus jedem Winke schaut, wo sie unaufhörlich die stärksten Thaten hervorbringt, und glaube ich, nirgends weniger wahrhaft beseligt.

nie irgend welchen Religionsunterricht ertheilen lassen. Solche verheiraten sich dann später, ohne sich an irgend ein Glaubensbekenntniß zu halten, ohne irgend eins auch nur oberflächlich zu kennen. Wie man Dollars verdient, wissen sie, wie es aber um ihre Verpflichtung gegen Gott, Nebenmenschen und sich selbst aussieht, das ahnen sie kaum, noch viel weniger wissen sie es. Bei Jenen nun, welche konfirmirt werden wollen oder sollen, wird nur auf den Willen der Eltern oder deren Vertreter geachtet, Kenntnisse und Befähigung ꝛc. sind Nebendinge. So sieht man, daß Kinder, welche kaum 10 Jahre alt sind, konfirmirt werden, die oft weder lesen noch schreiben, sondern höchstens einige nicht verstandene Religionsformeln oder Gebete nachplaudern können. Eine sehr große Anzahl von Kindern wächst ohne allen Unterricht, ohne jeglichen Schulbesuch auf, da es ja ganz von dem Ermessen der Eltern oder deren Vertreter abhängt, die Kinder in eine Schule zu schicken oder nicht. Der Staat bietet die Gelegenheit dar. Willst Du sie fleißig, ganz, halb oder gar nicht für die Deinen benutzen — es bleibt Deine Aufgabe.

Was aus einer solchen Jugend werden wird, wie sie einst ihre Pflichten als Erd- und Himmelsbürger wird erfüllen können, darüber herrscht Dunkel. Genug, es ist so. Es ist nun freilich nicht zu verkennen, daß sich verschiedene Geistliche, sowohl katholische wie evangelische, israelitische, auch sonstige Privatleute ꝛc. bemühen, neben den Freischulen eigene Schulen für ihre Konfessionsgenossen in's Leben zu rufen und sie nach europäischer Weise, so gut es gehen will, einzurichten! da aber Geld dazu gehört, da Geistliche wie Lehrer gewöhnlich auch (bilden sie nicht eigene, ihnen persönlich gehörende Anstalten) nur für 1 Jahr in einem Wirkungskreise verweilen, und dann einem andern Manne, welcher der Gemeinde besser zusagt, weichen müssen; da die Eltern in diesen privatlichen Konfessionsschulen Schulgeld bezahlen und ihren Kindern die Schulbedürfnisse selbst anschaffen müssen, was hier sehr kostspielig ist: so hat es bei diesem steten Wechsel,

bei diesem ungezügelten Treiben und Wollen große Schwierigkeit, nur irgend etwas Befriedigendes ins Leben zu rufen. Geldmachen bleibt für gar zu viele die Hauptsache, und wenn auch sie wie die Ihren darüber zeitlich und ewig zu Grunde gehen sollten. Man hat auch mit großartigem Humbug in öffentlichen Blättern angepriesene sogenannte höhere Lehranstalten, Pensionate 2c., in denen in allem nur Erdenkbaren Unterricht ertheilt werden soll, aber die meisten von ihnen leiden an den angedeuteten Mängeln, und es wird die Auswanderung erst noch andere uneigennützige Elemente ergreifen müssen, wenn es auf diesem Gebiete besser und zufriedenstellender werden soll. Ob und was für eine Zukunft sich durch so erzogene Jung-Amerikaner für Amerika bilden wird, ist bei dem Getriebe der Parteien und unter den obwaltenden Umständen vielleicht zu ahnen, aber schwer vorher zu bestimmen. Ueberhaupt wird man da, wo Parteileidenschaft die Oberhand gewinnt, blind, und ein Kühner, der die Augen offen behält, kann oftmals zu seinem Frommen, aber zu des Volkes Verderben der Leiter der Geschicke der Staaten werden, wie die Geschichte mit grellen Farben es auf manchem Blatte verzeichnet.

Die Presse, um Dir von der Thätigkeit dieser einige Worte zu sagen, hat unter dieser Last der Parteien einen schweren und häufig erfolglosen Kampf. Sie muß sich irgend einer Partei in die Arme werfen, wenn ihr Wirken nur irgend von Bedeutung sein soll; von einem Stehen über den Parteien kann ernstlich wohl nicht die Rede sein. Sie hat freilich unbedingte Freiheit, aber eben die Parteileidenschaft legt ihr in vieler Hinsicht stärkere Fesseln an, als die strengste Censur irgend eines europäischen Staates es nur vermögen würde. Dieses so oft fruchtlose Kämpfen unter den Parteien gibt dem Nachdenkenden ein eigenthümliches Bild von amerikanischer Preßfreiheit. So kommt es denn auch, daß manche Zeitungen außerordentlich gewinnen, andere dagegen gar nicht aufkommen können. Namentlich sind es gar manche deutsche Zeitungen, die noch vieles zu wünschen übrig

lassen. Die Deutschen unterstützen diese selbst viel zu wenig (achtet ja der Deutsche das Fremde fast immer höher); selbst sogenannte frühere Heroen deutscher Journalistik können mit ihren gewohnten Floskeln und Phrasen in Amerika kein Glück machen. Dazu gesellt sich noch dieses ewige Beißen und Hadern der verschiedenen deutschen Zeitungen in den einzelnen Städten unter sich. Es ist, als könnten unsere deutschen Mitbürger auch jenseits des Oceans niemals einsehen und sich überzeugen, daß nur Einheit stark macht. Es erscheinen zu New-Orleans außer 2 deutschen Zeitungen noch 4 bis 6 englische und 2 französische, eine in englischer und französischer Sprache zugleich. *) Außerdem suchen mehrere Leihbibliotheken das leselustige Publikum zu befriedigen. Denn ist auch Amerika nicht das Land der Literaturen, so will man doch lesen und wären es am Ende auch nur die — Anzeigen. Auch Buchhandlungen von großem Umfange bestehen mehrere, so die eines Deutschen, Louis Schwarz. Doch sind, wenigstens hier, die Bücher und ganz besonders die Einbände verhältnißmäßig sehr theuer wegen des hohen Arbeitslohnes, dabei aber oft sehr geschmackvoll. Aehnlich wie hier sieht es in jeder größeren Stadt Amerika's aus.

Ich will nun noch einiges, mehr das äußere Leben Betreffende beifügen, um das Leben hier, wenn auch gerade nicht ganz vollständig, so doch einigermaßen anschaulich darzustellen, damit Du Dir ein Bild machen kannst.

Eine Stadt, wie New-Orleans, ist durch ihre Lage an einem der bedeutendsten Flüsse der Erde wie zum Handel geschaffen, aber auch nur zu diesem, da sonst fast gar nichts vorhanden ist, was zum Leben hier einladen könnte. Ihre Umgebung bietet auch nicht das Geringste dar, was anzuziehen im Stande wäre. Was soll eine Zuckerplantage mit ihren einförmigen Feldern von Zuckerrohr, obgleich es deren

*) Die benachbarten kleineren Städte, wie Jefferson-City, Carrolton 2c. besitzen jede ihre besondere englische Zeitung. Ueberhaupt haben im Allgemeinen selbst Städte von geringerem Umfange ihre eigene häufig tägliche Zeitung.

viele in der nächsten Umgebung gibt? Was sollen die Prairien, große, ebene, mit Gras bewachsene Flächen? Was die Wälder, die außer den interessantesten Oaktrees wenige Baumarten hervorbringen, welche das Auge des Gehenden ergötzen könnten? Was die enormen Sümpfe mit ihrem hohen Ried! Jagden in der Nähe bleiben wenig belohnend, da die Jäger zuweilen in 3 Tagen kaum ein Stück Wildpret antreffen, Schnepfen und wilde Enten etwa abgerechnet. Der großartige Missisippi mit seinem Leben bleibt bemerkenswerth. Dennoch würde diese Stadt sicherlich in weit höherem Grade emporblühen, wären die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse nicht so sehr Gesundheit und Leben raubend, da der Mensch, wo er auch immer Leben mag, Unannehmlichkeiten und Unzulänglichkeiten, hier mehr, da weniger antreffen wird. Den Verkehr betreffend, so bemerke ich, daß hier, Jahr aus, Jahr ein, ganz vorzüglich aber vom August bis Mai etwa, Tausende von Schiffen aus fast allen Theilen der Welt dahin und zurück aus- und einlaufen. So aus Ost- und West-Indien, aus Afrika, aus Spanien, Portugal, Frankreich, Deutschland, Rußland, England 2c., aus den verschiedensten Gegenden von Nord- und Südamerika 2c. Ein förmlicher Mastenwald wird hier von den Masten der Schiffe mit ihren verschiedenen Flaggen und Bannern gebildet, denn meilenweit aufwärts dem Flusse und der Stadt entlang liegen die Schiffe, der Breite nach oftmals sechs nebeneinander im Missisippi, da nicht alle dicht am Ufer wegen ihrer übergroßen Anzahl Anker zu werfen fähig sind. An vier bis fünf verschiedenen Punkten ist das linke Ufer, auf dem New-Orleans liegt, mit dem rechten durch Dampfschiffe in Verbindung, welche hier die Stelle von sogenannten Nähen vertreten.

Unter dieser Masse von Schiffen sind viele, wohl mehrere Hundert Dampfboote von zum Theil außergewöhnlichem (kolossalem) Umfange, mit ihren großartigen wahrhaft brillanten Einrichtungen, Bewirthungen und Bedienungen. Gegen 3 Stockwerk hoch, sind sie oben noch mit einem Pavillon

versehen. Kommen sie Abends oder Nachts flußauf- oder abwärts, so nehmen sich diese Boote durch ihre schöne Beleuchtung wirklich herrlich aus. Sie gewähren durch ihre leider oftmals so gefährlichen Wettfahrten ein reges, anderwärts kaum geahntes Leben. Das Dampfboot „May-Flower" ist unstreitig eines der großartigsten und schönsten. Flußaufwärts geht es besonders nach St. Louis und Cincinnati, abwärts in den Golf von Mexiko ꝛc. Von Erzeugnissen und Waaren aller Länder der Erde sind hier Niederlagen und Stapelplätze im großartigsten Umfange, von den Pariser Modewaaren bis hin zu den in Epidemien oftmals so nützlichen Kräutern Deutschlands. Die im Staate Louisiana besonders gewonnenen Erzeugnisse, Baumwolle und Zucker, werden in kaum glaublichen Massen von hier aus in die verschiedenen Länder der Erde gebracht. Ausgezeichnet schöne, geschmackvoll eingerichtete und Abends brillant (mit Gas) *) erleuchtete Waarenniederlagen und Läden von ungeheuren Umfängen, besonders auf der Canal-, St. Charles-, Magazine-, Rousseau-, Royell- und vielen anderen Straßen, laden die kauflustige Menge ein. Kleidermagazine im vollständigsten Maßstabe sowohl für Herren, wie für Damen, Putzläden, Conditoreien ꝛc., kurz Alles, was das Nothwendige, Nützliche und Angenehme des Lebens erfordert, ist, natürlich um bedeutend hohe Preise im Vergleiche zu hier vom Größten bis zum Kleinsten zu erhalten. Vielleicht 300 und mehr Apotheken sorgen für die Befriedigung der Bedürfnisse der Kranken, sogenannte Großerien **) für die des Lebens. Sehr viele dieser Läden und Waarenniederlagen können dreist den Parisern an die Seite gestellt werden.

Daß eine so umfangreiche Stadt mit einer so enormen Anzahl von großen, meilenweit fortlaufenden und diese wieder durchschneidenden kleinen Straßen (die Länge der Stadt allein mag über 12 englische Meilen, die Breite an mehreren

*) Ganz New-Orleans wird durch Gas beleuchtet.

**) Eine Großerie ist ein Geschäft, in dem man alles kaufen kann, was für die Bedürfnisse einer Familie nothwendig ist, und darf nicht mit einer Großhandlung verwechselt werden.

Stellen über 5 betragen) mit solch schloßartigen Gebäuden und hüttenartigen Wohnungen bedeutende und anderwärts kaum geahnte Mittel zur Beförderung des Verkehrs besitzt, ist wohl leicht bei der großen Rührigkeit der Amerikaner, wenn es Geld zu machen Gelegenheit gibt, zu denken. Ich rechne hierher etwa 10 Hotels von dem größten Umfange mit Hunderten von Zimmern für Fremde (das St. Charles Hotel ist wohl das umfangreichste und bedeutendste) 2800 Kaffeehäuser, 7 Banken in denen die Leute ihr überflüssiges Geld niederlegen, eigentlich sicher aufheben lassen, da man eine größere Summe in der Regel Nachts nicht im Hause behält, 15 in Stein- oder Bricks erbaute, zum Theil prachtvolle Kirchen, die vielen hölzernen nicht gerechnet, 4 großartige höhere Schulen, 5 Theater, 5 Hospitäler, 13 bis 15 Marktplätze, 12 Baumwollenpressen, in denen die Baumwolle zu Ballen gepreßt und von da weiter geführt wird, die große Wasserleitung und etwa 30 öffentliche Staatsgebäude, zum Theil von sehr bedeutendem Umfange, wie das Zoll-, Post- und andere Gebäude.

Die Waaren aus und in die Schiffe werden auf Tausenden von Drays (ein- auch zweispännigen Rollwagen) durch farbige und weiße Fuhrleute besorgt. Das Leben ist in den Stunden von 8 Uhr Morgens bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags so groß, daß der Fußgänger seine Noth haben wird, durchzukommen, denn im Galopp geht es hin und her, leere und volle Drays, kreuz und quer. Dazu die vielen Reiter (es wird hier sehr viel geritten), Omnibus, Kutschen ꝛc. Hier herrscht eine Thätigkeit, ein Leben, von dem man sich kaum einen Begriff zu machen im Stande ist. Man muß Derartiges mit eigenen Augen gesehen haben. Die größte Lebendigkeit herrscht übrigens in der Tschapitoulasstraße im ersten Distrikte vom St. Mary's Markt bis zum Zollhause hin und weiter abwärts von und zu der Levee (Flußnähe).

Da nun wegen der großen Entfernung in dieser Stadt (wie in vielen anderen größern Amerika's) viel Zeit erforderlich sein würde, wenn man in dem einen oder andern

Stadttheile Geschäfte hat; da nach dem sehr richtigen Ausspruche des Amerikaners: time (Zeit), money (Geld) ist; da die Schwüle und Hitze dieses unleidlichen Klima's und die Kräfte des Menschen dieses Gehen und Laufen nicht zulassen, so geht man verhältnißmäßig sehr wenig, etwa nur in den Nebenstraßen. Fast alle Hauptstraßen sind mit Fahrgelegenheiten verbunden. So führen zwei Eisenbahnen ziemlich aus der Mitte der Stadt, die „Pontchartrain-Rail-Road" und die „Mexikan-Gulf-Road." Die Züge derselben fahren alle vollen Stunden ab bis an den Pontchartrain-Lake und halten an den einzelnen Depots (Stationen) an und alle halbe Stunden zwischen den ganzen (also um 6 der erste und um 6½ der andere) Extra- oder Schnellzüge, die nur an den großen Depots anhalten. Auf diese Bahnen führen aus verschiedenen Stadttheilen, vielleicht aus 10 bis 12 Punkten, besonders vom Mississippi her, wieder Eisenbahnen, deren Wägen aber von Pferden oder Maulthieren gezogen werden bis zu den an der (Dampf)-Eisenbahn liegenden hölzernen Depots. Wer nun in der Stadt oder außerhalb derselben zu thun hat, fährt aus einem solchen Punkte mit diesen Horsekarren, wie man es nennt, an die Eisenbahn und wartet hier den Zug ab, der gewöhnlich schon einige Minuten nach der Ankunft eintritt, da die Horsekarren eine halbe Stunde von ihren Punkten früher abfahren, unterwegs halten diese immer an, wenn noch Leute mit zur Bahn genommen werden wollen. Ebenso bringen dieselben wieder die auf der Bahn kommenden Passagiere an die Punkte zurück, von wo sie ausgefahren sind, und lassen unterwegs aussteigen, wo es dem Fahrenden beliebt. Dieses Fahren geht von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr immer fort von Stunde und halbe Stunde zu Stunde und halbe Stunde. Billets oder Tikets hat man nicht nöthig vorher zu kaufen. Diese bekommt man in den Eisenbahn waggons (die Hosekarrenführer erhalten keine Bezahlung), in denen 2 Kondukteure das einzige Dienstpersonal sind, die ausgenommen, welche bei der Lokomotive Beschäf-

tigung haben. Der Eine gibt die Tickets ab und nimmt dafür das Geld in Empfang und der Andere sammelt die Tickets ein. Auch in den einzelnen Depots ist Niemand. Ebenso wenig sieht man einen Bahnwärter oder eine Barriere. Die Bahn läuft an den Straßen her und über dieselben. Nur dann wird mit der Lokomotive ein fürchterlich tönender Schall hervorgebracht, wenn die Bahn durch freie Lots rennt, auf denen Vieh weidet, um dieses zu erschrecken und aus dem Bereiche des Bahnzuges zu verscheuchen. Für die Menschen heißt es: „Thue die Augen auf, damit Du es siehst, wenn der Zug kommt, dann wirst Du nicht überfahren.“ Oder „sei selbstständig“ oder „help your self.“ Nur in den Bahnhöfen (Depots) zu New-Orleans und zu Carrolton sind einige, aber sehr wenige Beamte und doch ist die Pontchartrain-Rail-Road bis an den Lake wohl 15 englische Meilen lang. Man kann mehrere Tickets kaufen, die immer gelten und viel billiger sind. Eine Fahrt in der Stadt kostet 10 Cents, bis Carrolton 15 und bis an den Lake 25 Cents. Leute, welche täglich zu fahren haben, nehmen sich sogen. Monatstickets und können mit solchen fahren, so oft sie wollen und wäre es mit jedem Zuge. Ein solches Ticket kostet 5 Dollars.

Außer diesen 2 Eisenbahnen fährt noch eine, von Pferden oder Maulthieren bediente, von einem gewissen Punkte von der Levee (dem Flußdamme) durch mehrere Hauptstraßen bis an die Canalstraße, die so ziemlich in der Mitte der Stadt liegen mag, und eine andere in dem entgegengesetzten Stadttheile. Diese Wägen fahren alle Viertelstunde von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr ab. Solche Fahrt kostet nur 5 Cents und kann man unterwegs nach Belieben ein- und aussteigen. So oft man aber wieder einsteigt, muß man neu bezahlen.

Nun fahren noch auf verschiedenen Hauptstraßen, wie Tschapitoulas, Magazine, Annunciation ꝛc., Omnibus. Diese gehen von Morgens 6 bis Abends 9 Uhr das ganze Jahr hindurch von 5 zu 5 Minuten, nach 9 bis 11 Uhr von

Viertel- zu Viertelstunde aus ihren Depots ab. Solcher Omnibuslinien gibt es mehrere. Manche hat den Tag über 40 bis 50 Omnibus, von denen der eine noch schöner als der andere gebaut und ausgemalt ist, unterwegs, und bedarf vielleicht 80 bis 100 Personen und über 200 Pferde und Maulthiere, um das Geschäft im gehörigen Schwunge zu erhalten. Eine solche Linie (line) hat ihre eigenen Schmiede Wagner, Sattler, Omnibusmaler ꝛc. Die Fahrt in diesen Wägen kostet gewöhnlich 10 Cents; nimmst Du aber 10 Tickets, so zahlst Du für diese nur 60 Cents. Du hast aber ein Ticket abzugeben, ob Du einen kleinen Theil oder die ganze Strecke, welche der Omnibus durchläuft, mitfährst. An einem gewissen Punkte, meistens in der Canalstraße, wird Halt gemacht und nach 5 Minuten Aufenthalt wieder umgekehrt. Willst Du einsteigen, so stellst Du Dich auf die Straße, wenn ein Omnibus kommt und hältst die Hand in die Höhe oder rufst dem Kutscher, hier Driver (spr. Dreiwer) genannt „Stopp“ zu. Er hält an, Du steigst ein, gibst Dein Ticket durch eine Oeffnung, welche neben dem Sitze (Bocke) des Driwers ist, diesem in die Hand und er fährt weiter. Willst Du aussteigen, weil Du in der Nähe der Straße bist, in welche Du gehen willst, so ziehst Du an einem Riemen, der oben durch den Omnibus sich hinzieht und an dem Fuße des Drivers befestigt ist. Der Omnibus hält an und Du steigst aus. Auch einiges kleine Gepäck kannst Du bei Dir haben.

Außer diesen Fahrgelegenheiten sind noch an vielen Punkten Fiacres aufgestellt, die Dir, je nach Belieben, für Geld zu Gebote stehen.

Die gewöhnliche Geschäftszeit für Kaufleute, Großhändler, Banquiers, Notare ꝛc. ꝛc. ist von Morgens 8 bis Nachmittags 3 auch 4 Uhr. (Inhaber von Großerien, Detail-Kaufleute ꝛc. verkaufen bis spät Abends oder halten doch ihre Geschäfte bei freundlicher Gasbeleuchtung offen). Daher mag es mit kommen, daß die Mittagsmahlzeit gewöhnlich erst um 2 Uhr abgehalten wird. Ebenso ist die Schule von

9 bis 3 Uhr; um 12 Uhr ist eine halbstündige Pause zum Frühstück. Die Collegia werden um eben dieselbe Zeit gelesen ꝛc. Von 8 bis 3 Uhr ist eine lange Zeit. Der menschliche Magen fühlt in vielen Fällen das Bedürfniß, sich während derselben etwas reichen zu lassen. Diese Anforderung des Magens suchen Besitzer größerer Kaffeehäuser so gut als möglich zu befriedigen. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß alle Kaffeehäuser (Hotels wie Speise- oder Boardingshäuser gehören nicht hierher) in 2 Klassen zerfallen in eine, in welcher jeder einzelne Trunk einen Picayune (5 Cents), sogenannte Picayuneshäuser, und in eine, in welcher derselbe eine Dime (spr. Deim) (10 Cents), sogenannte Dimeshäuser, kostet. Kommst Du nämlich in ein solches Haus, so stellst Du Dich an die Losung (den Counter). Ein Stuhl wird Dir nicht angeboten. Der Schenkwirth, hier Barkeeper, oder seine Leute gehen Dir entgegen oder Du rufst sie herbei und sagst, was Du zu trinken begehrst. Ist es Brandy, Whisky, Cognak oder überhaupt ein Trank, den er nicht erst zurechtfixen muß, so stellt er ein Glas und eine Flasche auf den Counter vor Dir hin und Du gießest nun, als ein Mann von Bildung (Gentleman) so viel in das Glas, als Du glaubst trinken zu wollen. Fixt er erst etwas zusammen oder nimmst Du Bier, so erhältst Du ein ganzes Glas voll, das aber nicht überall von gleicher Größe ist und $^1/_3$ oder $^1/_4$ Schoppen enthalten mag. Dieser Trank nun kostet 5 oder 10 Cents, je nachdem Du ein Picayune- oder ein Dimehaus besuchst, Du magst trinken, was Du willst, Wein oder etwas anderes. Viele Besitzer solcher Häuser geben nun zwischen 11 und 1 Uhr einen Lunch (Imbiß, Frühstück), der aus verschiedenen Braten, gekochten Schinken, einigen Löffeln voll Suppe und zuweilen noch aus einem dargereichten jungen Gemüse besteht. Die Wirthe überbieten sich in der Güte und Mannigfaltigkeit dieses Lunchs wahrhaft; der Eine sucht ihn noch wohlschmeckender als der Andere zu liefern und besonders ist dieses bei den sogenannten Dimeshäusern der Fall. Die Zeitungen bringen

die einladendsten Anzeigen, wo der beste Lunch zu erhalten ist ꝛc. Für diesen Lunch wird nichts bezahlt, sondern nur für den Trunk, und doch habe ich gesehen, daß in demselben Kaffeehause dreierlei verschiedene Braten von sehr großem Umfange, Schildkrötensuppe und Gemüse gegeben wurden, dazu noch Brod oder Cracknels. Freilich nehmen Hunderte in anerkannt guten Kaffeehäusern ihren Lunch; ob aber alle Wirthe bei dieser Ueberbietung ihre Rechnung finden, kann ich nicht behaupten, da der Trunk beim Lunche nicht mehr kostet oder nicht schlechter, zuweilen sogar besser ist, z. B. ausgezeichneter Punsch gegeben wird, als zu jeder andern Tageszeit. Auch ist am Ende Niemand verpflichtet, zu trinken, was bei solchem Andrange nicht zu übersehen ist, obgleich ein Mann von Anstand es sicher thun wird, zumal auf das Trinken die ganze Geschichte abgesehen ist. Es hat übrigens diese Einrichtung sehr viel Gutes, da die Entfernungen zu groß sind und außer der Lunchzeit häufig kaum etwas nur einigermaßen Erträgliches in den Kaffeehäusern außer Trinken zu erhalten ist. Beim Lunch werden auch alle Neuigkeiten kurz berührt, und Händelchen in der Geschwindigkeit abgeschlossen, weil sich da viele Bekannte und Unbekannte treffen. Ist die festgesetzte Zeit, 12 oder 1 Uhr vorüber, so ist es mit dem Essen aus und alles leer. Einige Kaffeehäuser in der Nähe von größeren Märkten geben schon um 8 Uhr Morgens einen Lunch, der mehr für die Metzger berechnet ist, weil diese gewöhnlich schon seit 2 oder 3 Uhr früh auf dem Markte beschäftigt waren. Es handelt sich trotzdem überall um das liebe Geld. Jeder will gewinnen, so auch der Geber des Lunchs.

Ich will hier noch eines Ausflugs auf der Pontchartrain-Eisenbahn an den Lake kurz erwähnen.

Mitten im Gewirre des Lebens, mitten in dem Gewühle der Geschäfte bleibt der Mensch doch immer Mensch. Er sehnt sich nach Erholung; er wünscht, wenn er noch nicht ganz verknöchert ist, einen Theil des von ihm erworbenen Geldes zu seiner und der Seinen Erholung, wie es

Mancher nennt, zu verwenden; er will sich einen vergnügten Tag machen. Er sieht sich nach einem Platze um, wo er das Gesuchte zu finden hofft. Die Biergärten behagen ihm trotz der hie und da anzutreffenden Harmoniemusik nicht. Er möchte eine Partie auf's Land machen. Doch wohin, da man nicht auf's Land geht, wie in Deutschland. Carrolton behagt ihm auch nicht, trotzdem der dortige Garten mit seiner wirthschaftlichen Einrichtung lobenswerth ist. Er wählt nun einen Ausflug an den Pontchartrain-Lake. Eine Eisenbahn ziemlich aus der Mitte der Stadt, die von Stunde zu Stunde abgeht, führt dahin. Ich nehme an, der Erholung Suchende geht mit der Pontchartrain-Rail-Road, welche in der Nähe des Poydrasmarktes abfährt. Von hier geht aus dem Bahngebäude ein Waggon, Karren, wie man sagt, von Pferden gezogen, zum eigentlichen Bahnhofe (Depot) am Tivoli-Circle. Die geheizte Lokomotive steht in Bereitschaft mit anderen angehängten Waggons und der vom Poydrasmarkte angekommene Karren wird hier noch angehängt. Ein Waggon enthält ein Rauchkabinet und ein anderer nimmt alle Farbigen, die um die Hälfte fahren, auf. Die Einrichtung dieser Waggons ist nobel. Alle haben gepolsterte Sitze, in einigen sind angeschraubte Stühle für je eine Person. Der Zug braust dahin an Washington-, Lafayette, Napoleon-Avenue 2c. vorbei. Dort sind überall kleine Stationshäuser, Depots, förmliche hölzerne Baracken, um noch etwa Harrende, welche die Hofekarren gebracht haben, mitzunehmen. Es geht nun über Bouligny, Greenville, Rickerville, (wo überall Stationen sind 2c. nach Carrolton*). Hier steht ein stattlicher Bahnhof. Ein neuer Zug, eine frische Lokomotive fährt von hier ab, alle mit Holz geheizt. Bei freundlichem Wetter bietet dieser Weg manches Erhebende dem Auge dar, denn schöne Gärten, stattliche Häuser

*) Carrolton ist eine Stadt mit etwa 3 bis 4000 Einwohnern, unter denen vielleicht die meisten Deutsche sind. Es liegt hart am Mississippi. Die Bewohner sind recht betriebsam. Hier und auf einigen Plantagen in der Nähe werden manche Garten- und Küchengewächse gezogen.

erblickt man, und besonders in der Nähe von Carrolton zieht ein hübscher Oaktree-Wald die Aufmerksamkeit auf sich, dazwischen viele kleinliche Häuser. Bei nassem Wetter ist der Weg mit Wasser bedeckt und spritzt es rechts und links, so wie es weiter geht, hoch um die Waggons. Von Carrolton führt der Weg zuerst in der Nähe der Maitairie-Reach (spr. Mehterie-Ritsch), wo die Pferderennen abgehalten werden, vorbei, und dann durch einen Wald, der im Wasser liegt. Die Schwellen mit den Schienen ruhen auf Pfosten, welche in das sumpfige Wasser geschlagen sind. Weder rechts noch links ist sein Weg, da selbst unter den Schienen das Wasser sichtbar ist und die Fläche wegen Stein- und Erdmangel nicht ausgefüllt werden konnte. In diesen und den von hier nicht sehr fern gelegenen Wäldern werden die holzfällenden Arbeiter zuweilen von Klapperschlangen tödtlich gebissen. Auf dieser Bahn geht es nun hin an den Pontchartrain-Lake. Vor Deinen Augen erhebt sich das weite Meer mit seinen Schiffen. An der Küste siehst Du einige, höchstens 20 Häuser, größtentheils aus Holz gebaut, theilweise in den Sümpfen stehend. Da sie fast alle ziemlich hoch von der Erde erbaut sind, so sieht man häufig das Wasser unter denselben stehen. Dieser Platz mit diesen Häusern im Angesichte des Meeres bildet nun eine sogenannte Erholungspartie, da einige derselben in gutem Rufe stehende Hotels, die anderen Fischerhäuser sind. Bei eintretendem oder kurz vorhergegangenem Regen sind die Erholung suchenden Leute auf das Innere der recht nobel eingerichteten Hotels angewiesen; bei schönem Wetter ist es etwa ein Gang an den Leuchtthurm. Hauptsache bleibt das Einnehmen eines Mahls, bestehend besonders aus Fischen, Austern, Krebsen, Fröschen, Schildkröten oder Sonstigem, was die See hervorbringt, dazu ein Glas Cognac oder eine Flasche Wein ꝛc. Eine Familie setzt sich also in ein Zimmer, in einen Salon, wo ein Flügel ihr zur Verfügung steht, wenn ein Glied etwa musikalisch ist, oder auf die Gallerie, welche rings um das Haus oben wie unten zieht,

zusammen, läßt sich flott bedienen, nimmt dann, wenn es das Wetter erlaubt, in einem der Badehäuser ein Seebad, läßt sich Essen und Trinken wohl schmecken und bezahlt darauf ihre Rechnung. Unter 5 bis 8 Dollars wird es wohl nicht abgehen, für den Fall Ihr ziemlich mäßig waret, sonst werdet Ihr vielleicht das Drei- oder Vierfache bezahlen müssen. Dann geht es wieder zur Eisenbahn und nach Hause zurück. Und was war die ganze Partie? Ach, eine Armseligkeit! Frankfurter, Mainzer, Darmstädter, Baseler, Münchner oder Wiener würden so etwas nimmer für ein Vergnügen halten, und doch ist New-Orleans eine sehr bedeutende Stadt.

Außerdem führt eine sehr schöne Straße, ich möchte sie fast eine Landstraße nennen, dem Canal entlang von der Stadt an den Lake. Diese ist fest und wird von Zeit zu Zeit mit frischen, zerdrückten Muschel- und Austerschalen belegt, so daß sie fast wie mit einer Art weißen Sand bedeckt erscheint. Zur Rechten ist der Canal, der den Missisippi, vielmehr das New-Bassin mit dem Pontchartrain-Lake verbindet, dann sind auf der rechten Seite des Canals einige sehr schöne, mit vielen Tombs (Grabstätten) versehene Kirchhöfe, die besonders am Tage vor Allerseelen, am Allerheiligenfeste, von Tausenden von Menschen besucht und vielfach mit zum Theil sehr kostbaren Trauerkränzen ꝛc. frisch geschmückt werden. Außer diesen Kirchhöfen besitzt diese Stadt noch eine große Anzahl anderer. Dieser Weg nun, welcher zur Linken einen im Sumpfe stehenden Wald hat, ist oft mit Hunderten von ein- und zweispännigen Chaisen mit vergnügungssüchtigen New-Orleansern bedeckt. Von dem Andrange an den Lake kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, daß die Eisenbahn-Waggons bis oben auf oftmals mit Menschen bedeckt sind, und daß einige Hotelbesitzer am Lake in der Sommerzeit zwei, auch drei eigene Köche halten, welche besonders die Fische, Schildkröten ꝛc. zubereiten, dazu noch vier und mehr Barkeepers und außerdem oftmals noch ein Dienstpersonal von 12 bis 20 anderen Leuten.

§. 2.
Bemerkungen über Landungsplätze.

1) New-York. Die meisten Reisenden landen in New-York. Hier angekommen, begib Dich getrosten Muthes nach Castle-Garden, in dessen Nähe das Schiff Anker legt. Angestellte der deutschen Gesellschaft geben Dir alle erwünschte Auskunft, und nach dieser kannst Du Deine Reise ins Innere antreten. Kaufe ja kein Fahrbillet in Deutschland oder in der Schweiz ꝛc. zum Weiterreisen in's Innere. Von New-York kannst Du auf der Eisenbahn über Albany, Utica, Syracus, Rochester nach Buffalo und von da mit dem Dampfboote nach Monroe und Detroit reisen oder auch direkt über Albany, Niagara-Falls nach Detroit auf der Bahn.

2) Von New-York auf der Bahn oder mit dem Dampfboote über Detroit nach Chicago, und zwar über Dunkirk, Erie, Cleveland, Toledo, Chicago.

3) Nach St. Louis auf der Bahn über Dunkirk, Erie, Cleveland, Columbus, Indianopolis, Terre-Haute St. Louis.

4) Ueber Chicago auf der Bahn oder mit dem Dampfboote nach Milwaukie; auch auf der Bahn von Chicago nach Freeport, Galena, Dubuque, Rock-Island. Mit dem Dampfer nach Davenport. Auf der Bahn von Chicago nach Bureau, Perria, Joliet Springfield, Alton nach St. Louis.

5) Nach Boston, und zwar auf der Bahn nach New-Haven, Springfield und Boston.

6) Von New-York auf der Bahn nach Philadelphia.

Von Baltimore aus findet sich Gelegenheit in die Staaten Maryland, Virginien, Pennsylvanien. Auch hier, wie in Boston und Philadelphia ertheilt die deutsche Gesellschaft gern Rath.

Von Philadelphia geht es auf der Eisenbahn nach Harrisburg und Pittsburg, und von hier auf dem Ohio mit dem Dampfer nach Wherling, Cincinnati, Louisville ꝛc. Dann reist man auch von Pittsburg aus auf der Bahn

nach Creßlin, Fort Mayne und Chicago. Außerdem von Philadelphia aus auf der Bahn nach Baltimore.

Wer nach New-Orleans reisen will, soll es einrichten, daß er nicht zwischen den Monaten Juli und November dort ankommt wegen der Gefahren des gelben Fiebers. Auch hier ertheilt der Agent der deutschen Gesellschaft gern Rath.

Von New-Orleans geht es mit dem Dampfer auf dem Mississippi nach Baton Rouge, Natchez, Vicksburg, Memphis, Cairo, St. Louis und Du Buque. Auf dem Mississippi und Ohio mit dem Dampfer nach Louisville, Cincinnati und Pittsburg.

In St. Louis, Cincinnati, Harrisburg, Milwaukie, Pittsburg, St. Francisco, Quebeck; dann in Süd-Amerika zu Havanna, Rio Janeiro, Buenos-Ayres und Veracruz; in Australien zu Melbourne ertheilen überall die deutschen Gesellschaften freiwillig erforderlichen Rath. Man versäume das ja nicht.

Von St. Louis gehen Eisenbahnen und Dampfboote nach allen Orten, welche an den Ufern des Mississippi, Illinois und Missouri liegen. Die Sommerhitze und Winterkälte sind zum Reisen im Westen zu vermeiden, da leicht Fieberkrankheiten entstehen.

Unter den britischen Colonien, wohin auszuwandern nicht rathsam erscheint, sind die besten:

1) Das westliche oder Ober-Canada mit den Städten Toronto und Kingston.

2) Das östliche oder Nieder-Canada mit Quebeck und Montreal;

3) Neu-Braunschweig mit Frederikton und St. John.

4) Neu-Schottland mit Halifax.

5) Nach Mexiko ist wegen der noch nicht geordneten Verhältnisse durchaus abzurathen. Der Haupthafen ist Vera-Cruz, dann der von Tampico. Hauptstadt ist Mexiko.

So fruchtbar nun Mexiko und die südamerikanischen Republiken, deren Namen unten folgen, sind, so muß doch

durchaus abgerathen werden, dahin zu gehen. Die Reisekosten sind sehr hoch und der Aufenthalt ist unsicher und lebensgefährlich.

Die südamerikanischen Republiken umfassen vier Gruppen und zwar:

a) Die Republiken Central-Amerikas, nämlich 1) Guatemala mit der Hauptstadt gleichen Namens; 2) San Salvador mit San Salvador; 3) Nicaragua mit Managua; 4) Honduras mit Comayagua; 5) Costa Rica mit San Joso.

b) Die nördlichen Republiken und zwar: 1) Venezuela mit Caracas; 2) Bolivia mit Chuquisaca, Lapaz Cochabamba, Potosi und Cobija; 3) Columbia mit Bogota; 4) Equator mit Quito.

c) Die westlichen Republiken, und zwar 1) Chili mit San Jago; 2) Peru mit Lima.

d) Die La-Plata-Staaten, und zwar 1) die argentinische Republik mit der Hauptstadt Buenos Ayres. Es sind dieses 14 Staaten. 2) Uruguay mit Montevideo. 3) Paraguay.

Das Kaiserreich Brasilien. Ein sehr reiches Land, aber es fehlt an Gewerbefleiß und Betriebsamkeit. Hauptstadt ist Rio de Janeiro. Außer dem die Städte: Bahia, Pernambuco, San Paulo, Para oder Belem, Villa re de Cuyaba und Aracaty.

Es sind hier mehrere deutsche und schweizerische Colonien angelegt worden, und zwar; Petropolis und Neu-Freiburg in der Provinz Rio de Janeiro; Donna Franziska; San Petro d'Alcantara, Santa Isabel und Blumenau in der Provinz Santa Katharina; San Leopoldo, Tres Forquilhas, Torres und Santa Cruc in der Provinz Rio Grande do Sol.

Wegen des Krieges und der Sklaverei, welche hier herrschen, ist es nicht rathsam, hieher zu gehen, weil die freie Arbeit Mühe hat, aufzukommen.

Die Küstenländer der Südsee.

Von diesen gehören zu den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas die Staaten: Californien und Oregon und das Gebiet Washington. Der Flächeninhalt des Staates Californien beträgt etwa 188,981 QM. Das Land ist reich an Gold und auch sonst fruchtbar, und zur Landwirthschaft und Viehzucht geeignet. Die Zahl der Bewohner beträgt erst etwas über eine halbe Million. Die Reise dahin kann von New-York zu Land und zu Wasser gemacht werden; mit dem Dampfboote nach Aspinwall, und von da auf der Eisenbahn über St. Louis im Staate Missouri reicht bis St. Josef. Man kommt dahin auch mit dem Dampfer auf dem Flusse Missouri. Von St. Josef gehen Postwagen über die Salzseestadt und Pike's Peak nach Francisco. In etwa acht Tagen ist sie zurückgelegt. Hauptstadt ist Francisco. Außerdem sind zu merken: Sakramento-City, Stockton, Montorco, San Jose, Marysville.

Der Staat Oregon hat ungefähr 300,000 QM. mit einer Bevölkerung von 80,000—90,000. Das Land ist reich an Metallen, Gold, Silber, Blei und Kupfer, auch Kohlen. Hauptstadt ist Portland. Außerdem Astoria, Oregon-Citon, Plymouth.

Das Gebiet Washington hat eine Ausdehnung von etwa 71,000 QM. Die unermeßlichen Wälder von Fichten, Ahorn und Cedern sind die Hauptquellen des Wohlstandes. Auch viel Wild, als Elenthiere, Hirsche ꝛc. Die Metalle ist auch werthvoll. Olympia ist die Hauptstadt.

Australien.

Die englischen Colonien sind: Neu-Süd-Wales mit der Hauptstadt Sidney; Queensland mit Brisbane; Tasmania mit Hobart-Town; West-Australien mit Porth; Neu-Seeland mit Auckland. Wegen des Gold- und Heerdenreichthums gehen Manche hieher; aber der Weg ist sehr weit, kostet gar viel und die Verhältnisse sind nicht einladend.

§. 7.

Rückreise über Bremen.

Es war am 12. November, als ich mit meinen drei Töchtern das Segelboot „Hermann“ aus Bremen betrat, um auf demselben unter Führung des Capitäns J. F. Windhorst, erster Steuermann N. Block und zweiter Fr. Dauelsberg die Rückreise nach Deutschland anzutreten. Die Prüfungen der Vorsehung hatten auch die Meinen und mich während unseres Aufenthaltes in Amerika und zu New-Orleans schwer getroffen. Ich litt, besonders im März, an der Dissenterie, die meine gewohnte Kraft und Thätigkeit für lange Zeit lähmte; meine Frau und mein Sohn lagen im Monate Juni sehr schwer, fast hoffnungslos an der Cholera darnieder, die während des Mai und Juni Hunderte hinwegraffte, und der meine 16jährige Tochter leider bereits im Januar erlegen war. Sie genasen. Am 23. August brach leider auch in meiner Familie das gelbe Fieber aus, das uns vom Juli bis dahin verschont hatte, dem meine treue Gattin am 1. Sept. nach hartem Kampfe unterlag. Am 2. Sept. erkrankte meine zweite Tochter und am 5. ich selbst an dieser unseligen Krankheit und so nach und nach alle meine Kinder. Ich genas sammt meinen Kinderchen wider menschliche Erwartung und dachte schon an die Rückreise nach Deutschland, als mich die Nachwehen des gelben Fiebers noch einmal 18 Tage auf's Krankenbett warfen. Obwohl noch sehr schwach an Kräften, rüstete ich mich dennoch zur Rückreise, sobald ich ein geeignetes Schiff angetroffen hatte, denn nach meiner Ansicht durfte ich in diesem Klima, obwohl ich mir eine recht einträgliche Existenz verschafft hatte, an ein Wiedererstarken meiner Gesundheit in Ernst nicht denken. Mein Sohn, ein junger Mann und Apotheker, nun vom Staate angestellter Finanzbeamter, Inhaber einer Buchdruckerei und Eigenthümer einer Zeitung zu Monroe im Staate Louisiana, zog es vor, hier zu bleiben, zumal er schon seit seinem 14. Lebensjahre hier gelebt hatte.

Ich traf den Hermann, ein großes und neues Segelschiff. Ich zog die Fahrt auf solchem der auf einem Dampfboote vor, weil man auf jenen nur mit Wasser, auf diesen mit Feuer und Wasser zu kämpfen hat. *) Auch hätte ich sonst erst mit einem Dampfer nach New-York, was mindestens acht Tage Zeit erfordert haben würde, fahren müssen und von da, nach geschehener Umladung, nach Deutschland, was zu umständlich gewesen sein würde, zumal für mich kranken und schwachen Mann, der ich Vater- und Mutterstelle an meinen 3 Kindern vertreten mußte und wollte.

Am 12. Nov. Mittags ging das Schiff ab, am 14. gegen Abend passirten wir die Bänke des Missisippi in den Golf von Mexiko. In diesem blieben wir bei wenig günstigem Winde bis zum 26., an dem wir endlich das atlantische Meer erreichten. Das Wetter war während dieser Zeit vielfach sehr warm, fast lästig gewesen. Vom 28. Nov. an fort und fort Sturm, bald günstig, bald nicht, der Schiff und Menschen den Untergang vielfach drohete. Am 23. Dez. erreichten wir den Kanal, in welchem wir Nachts noch einmal von einem entsetzlichen Sturme begrüßt wurden. Am 24. heftige Blitze. Am 25. die Küste von England in Sicht. Ein Lootse von Deal (England) wird in Bord gelassen. Dieser bringt für uns die unangenehme Nachricht, daß die Weser bereits seit 3 Wochen zugefroren sei, was uns kaum glaublich erscheint, da wir bisher fast immer warmes Wetter gehabt hatten. Am 26. Einfahrt in die Nordsee. Auch in dieser hatten wir in der folgenden Nacht einen noch recht starken Sturm zu bestehen. Das Wetter ist seit wenigen Tagen kalt, die Luft scharf. Indeß tritt Regen und somit jedenfalls Thauwetter ein. Wir fahren noch den 27.

Endlich am 28. gegen 9 Uhr Morgens erscheint ein Schooner mit einigen Lootsen. Einer von diesen fährt in

*) Es ist statistisch erwiesen, daß von 100 Unglücksfällen 90 auf die Dampfboote und nur etwa 10 auf die Segelschiffe kommen.

einem von jenen ausgesetzten Nachen auf unser Schiff zu, besteigt es an der niedergelassenen Strickleiter und übernimmt die Leitung desselben. Er bestätigt die von dem englischen Lootsen gegebene Nachricht, daß die Weser bereits seit 3 Wochen zugefroren sei, doch wolle er das Einlaufen in dieselbe, da es stark thaue, versuchen. Wir fuhren nun den ganzen 28. und 29. unter seiner Leitung. Gegen Abend des 29. nahm uns ein Dampfboot in's Schlepptau und führte uns in den Vorhafen von Bremerhafen. Rechts und links an den Ufern der Weser lag das Eis aufgethürmt. In der folgenden Nacht wurden wir in den eigentlichen Hafen gebracht, so daß wir am 30. Dezbr. früh das Land besteigen konnten. Unser Kapitän war bereits Abends vorher in einem Nachen an's Land und mit Extrapost nach Bremen gefahren und hatte das Weitere dem ersten Steuermanne übertragen.

Auf unserm Schiffe fanden sich als Passagiere der ersten Kajüte außer meinen 3 Kindern und mir nur noch ein Herr aus preußisch Minden; in der zweiten Kajüte zwölf Passagiere und ein Kind. Die Bemannung des Schiffes bestand in Allem aus 25 Bediensteten. Tisch und Bedienung in der ersten Kajüte hatten 80, für ein Kind 40, die zweite Kajüte 40 für einen Erwachsenen und 20 Dollars für ein Kind betragen. Unsere ganze Rückfahrt hatte 48 Tage gewährt. Für den, welcher weder Englisch noch Französisch versteht, dürfte die Fahrt über Bremen besonders zu empfehlen sein, manchen andern Vortheils nicht zu gedenken. Die Fahrt war eine äußerst gefährliche gewesen, wegen der vielen so starken Stürme. Für mich war sie oft kaum erträglich wegen meiner geschwächten Gesundheit und der Last, welche die Pflege von 3 Kindern mir auferlegte.

Weil die Weser stark mit Eis ging, also Dampfboote von Bremerhafen nach Bremen nicht fahren konnten, so sahen wir uns genöthigt, eigene Fuhren zu miethen, da die Postwägen, auch die Omnibus unser Gepäck, das ziemlich umfangreich war, nicht alles aufnehmen konnten (es hatten

sich noch 6 andere Reisende an meine Familie angeschlossen). An solchen Gelegenheiten ist aber großer Mangel hier. Erst nach langem Suchen fanden wir einen Mann, der einen Leiterwagen mit 2 Pferden bespannte und an diesen eine Halbchaise befestigte, dazu für 18 preußische Thaler.

Wir waren am Ende froh, nur fortzukommen, da wir noch im alten Jahre gern ein gewisses Reiseziel zu erreichen wünschten. Der anhaltende Regen und Wind, dazu das Fahren die ganze Nacht hindurch in so unbequemer Reisegelegenheit (die Mitreisenden gingen abwechselnd zu Fuß und setzten sich auf die Koffer, indeß die Kinder, ich und eine Frau in der Halbchaise saßen) hatte etwas sehr Unerquickliches und Ermüdendes. Und doch ließ es sich nicht anders machen. Wir fuhren gegen 5 Uhr Abends von Bremerhafen ab und erreichten zwischen 8 und 9 Uhr Morgens Bremen. Es war eine Nacht, die jeder der Mitreisenden nie vergessen wird! Auffallend bleibt es, daß Bremerhafen für Derartiges nicht besser vorgesehen ist. Hier wurde nun das Gepäck, nach vorheriger genauer Durchsuchung von Seite der Zollbehörden auf die Eisenbahn befördert und dann gingen die Personen selbst in die Waggons, froh, endlich noch am Sylvestertage dieses Ziel erreicht zu haben.

Ich selbst schlug mit meinen Kindern den Weg nach meiner Geburtsstadt Hildesheim (Königreich Hannover) ein, um unter der sorgenden Pflege einer liebenden Schwester und eines besorgten Schwagers meine und meiner Kinder noch vielfach angegriffene Gesundheit möglichst wieder zu kräftigen, obwohl uns die Seereise und der kräftige Tisch im Ganzen gut bekommen waren. Am 31. gegen Abend erreichte ich Hildesheim und lebte hier bei den Meinen und im Kreise mancher Jugendfreunde, ganz besonders die Stärkung meiner und meiner Kinder Gesundheit im Auge habend, bis zum 24. April. An diesem Tage reiste ich nach Gießen ab, hielt mich hier in der Geburtsstadt meiner unvergeßlichen Gattin bei einem gastlichen Verwandten einige

Tage auf und reiste am 29. April her nach Alzey in Rheinhessen zurück, um am 1. Mai meine Stelle als Lehrer wieder anzutreten. Neu gekräftigt erreichte ich auch diese Stadt. Ich wirkte hier nun noch in meinem Amte, bis ich mich nach Bern und von da nach Wien zurückzog. Meine Gesundheit ist, Gott Dank, wieder kräftig und mit Gottvertrauen sehe ich an der Seite meiner jetzigen Gattin und im Kreise meiner Kinder dem entgegen, was da weiter kommen wird.

Die Reise nach Amerika hat die Erfahrungen meines außerdem schon vielfach bewegten Lebens noch bedeutend vermehrt. Vielleicht, daß auch Andere aus denselben lernen. Ist das der Fall, so ist der Zweck erreicht, weßhalb ich Vorstehendes, so gut es mir Zeit und Kraft gestatteten, niederschrieb.

---

§. 4.

Schlußbemerkung.

In den vorstehenden Blättern glaube ich frei und ohne Schminke die Mühseligkeiten, Leiden und Freuden, wenigstens meiner Reise nach Amerika, geschildert und dasjenige über Amerika und New-Orleans gesagt zu haben, was nöthig ist, um sich ein möglichst anschauliches Bild über das Gegebene machen zu können. Glaubensartikel schrieb ich nicht, ebensowenig Unfehlbares. Können Andere die Verhältnisse mit gutem Gewissen einladender darstellen, um durch sie besonders Deutsche, Schweizer ꝛc. zu veranlassen, jenseits des Oceans eine neue Heimat für sich und die Ihren zu suchen, so bleibt das ihre Sache. Vorstehende Ansicht und Auffassung ist die meine, welche ich ganz und vollständig vertrete. Mir war es als ehrlichem Manne um Wahrheit zu thun.

Will man übrigens nun noch von mir wissen, ob es gut sei, nach Amerika auszuwandern, so gebe ich darauf zur Antwort in Kurzem noch Folgendes:

Nach New-Orleans rathe ich an für sich gar nicht, da es das offene Grab für viele, ja für unzählige Menschen wird. Man suche sich so genau als möglich über eine an-

dere in gesundheitlicher Hinsicht vortheilhaftere Gegend sichere Kenntniß zu verschaffen, wenn auch der Verdienst in ihr gerade nicht sehr groß und anziehend sein sollte*). Junge Leute, welche ihre Jugendzeit gewissenhaft benutzt, sich tüchtige Kenntnisse und körperliche Gewandtheit, vor Allem auch mögliche Fertigkeit, mindestens in der englischen Sprache, erworben haben, finden freilich überall ein Unterkommen, aber vielleicht noch vortheilhafter in Amerika. Daß sie dabei während der Reise und ihres dortigen Aufenthaltes auf sehr Vieles verzichten müssen, was ihnen die Heimat reichlich und häufig ohne Kosten bot, versteht sich von selbst, da diese nie ersetzt wird. Sind sie aber zum Leichtsinne und zur Verschwendung geneigt, fehlt es ihnen an Lust und Ausdauer zur Thätigkeit, so taugen sie gar nicht hierher, da sie dann ihr Grab hier bald finden werden, wo es des Leichtsinns nur zu viel gibt. Armen, also mittellosen Familien ist ganz abzurathen, denn können sie in der Heimat nicht durchkommen, so hier noch viel weniger (man wartet ja nicht auf sie). Bevor es einer solchen Familie gelungen sein wird, sich (ohne Freunde, Verwandte und Bekannte) eine Existenz zu gründen, werden viele Glieder längst aus Kummer und Elend durch den Tod abberufen sein, der unsäglichen Mühen und Entbehrungen während der Reise und im Lande nicht zu gedenken. Ist ein Theil der Kinder schon herangewachsen, können und wollen sie für das Wohl ihrer Familie arbeiten, was aber hier doch gar häufig und bald anders wird, so mag es schon eher angehen. Wer aber wahrheitsgetreue Verwandte oder Freunde, wirklich ehrliche und nicht blos dem Scheine oder Namen nach, dort besitzt, bei denen er die ersten Wochen oder Monate zubringen kann, mag es

*) Daß in der Neuzeit viele Verhältnisse das Einladende eingebüßt haben, ist bekannt. Ob und wann es besser werden wird, muß abgewartet werden. Wegen Brasilien lasse man sich ja nicht täuschen. Ich rathe nicht dazu. Die Verhältnisse haben sich in der jüngsten Zeit durch den Krieg nur noch verschlimmert, wie daraus erhellt, daß, die es nur irgend können, wieder nach Europa kommen. Ob es besser werden wird, muß noch abgewartet werden, da nur gar Vieles in Frage steht.

vielleicht eher wagen können. Diese neue Welt verlangt überhaupt Angewöhnung neuer Sitten und Gewohnheiten; wer aber so verrostet ist, daß er sich hierzu nicht, oder doch nur schwer verstehen kann, bleibe besser daheim in seiner dürftigen ihm jedoch behaglichen Pomadigkeit. Da übrigens in den Vereinigten Staaten Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe herrschen, so mag der, welcher das Geld über Alles schätzt und hier als Fremder wohnen will, und sich dabei beruhigt, falls er erwirbt, so viel er braucht, um zu leben und noch etwas mehr, immerhin über den Ocean reisen. Er kann seine Rechnung finden. Seine Kinder werden schwerlich deutsch lesen und schreiben lernen und die gewohnten Genüsse der Heimat wird er entbehren müssen. Aber er wird zum Lohne für alles das, bleibt er gesund und leben, mehr verdienen können, als in der alten. Er kann zu Wohlstand, vielleicht zu Reichthum gelangen. Also überlegt!

Anhang.

1. Eine Gelbfieber-Geschichte.*)

Wie blaß ist Dein Antlitz, wie eingefallen sind Deine Wangen, wie abgemagert ist Dein Körper, wie schwankend und schaukelnd ist Dein Gang, wie matt Dein Auge, guter Freund! Woher diese traurigen Erscheinungen bei Dir, der Du noch vor fünf Wochen so munter und rüstig einherschrittest? Es geht unmöglich mit rechten Dingen zu, daß eine so kräftige Gestalt, wie die Deinige, in so kurzer Frist in eine wahre Jammerfigur umgestaltet worden ist. Erkläre Dich mir darüber, denn Dein Aussehen flößt mir wahrlich Trauer, ja sogar Angst ein! — so sprach Eduard,

*) Auch in Europa (Lissabon) hat diese Krankheit gewüthet; in Ostindien, Brasilien, Westindien ꝛc. ist sie förmlich einheimisch.

als er seit 5 Wochen seinen Freund Wilhelm wieder zum ersten Male in der St. Charlesstraße in New-Orleans erblickte. Mit matter Stimme erwiederte dieser: Laß uns dort drüben in's Verandahotel gehen und ein Glas guten Rheinwein trinken, dann will ich Dir in wenigen Worten erzählen, wie ich in diesen bedauerlichen Zustand gekommen bin. Eduard war es zufrieden und die beiden Freunde ließen sich durch den Baarkeeper eine Flasche Rheinwein vorsetzen. Wilhelm sprach nun: Du weißt, wir leben eben in der Mitte des Monates August. Bereits im Juni trat der unleidliche Gast, der Yellow-Jack (das gelbe Fieber wird häufig mit diesem Namen belegt), in der Lafayette auf und verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit fast von Haus zu Haus. Ich zog darum fort in die Annunciationsstraße und hoffte somit dem unleidlichen Gaste zu entfliehen. Es schien auch so, denn bis in die zweite Hälfte des Juli, in der Du mich, irre ich nicht, zum letzten Male sahest, war ich munter wie ein Fisch, trotzdem mir die Hitze, über 30 Grad R. im Schatten bis tief in die Nacht, oftmals viel zu schaffen machte. Aber am 24. Juli rieselte es durch meinen Körper, ich fühlte mich unbehaglich, doch fürchtete ich nichts Arges. Am 25. vermehrte sich mein Unwohlsein. Ich bemerkte eine Schwere in den Beinen, die nicht mehr fort wollten; mein Rücken schmerzte mich so, daß ich mich nicht mehr gerade hinstellen konnte, und dazu ward mein Kopf von einer ganz unnatürlichen Hitze eingenommen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, aber es half nichts; die Kräfte versagten meinen Gliedern den Dienst und ich sah mich genöthigt, mich zu Bette zu begeben. Ich ließ sogleich meinen Arzt kommen, der mir dann sagte, der Yellow-Jack, ist ein wenig bei Ihnen eingekehrt, aber es hat nicht viel zu bedeuten, es ist gut, daß Sie sogleich zu mir geschickt haben. Da nehmen Sie diese Portion Castor-Oil (Oleum ricini), damit Sie Oeffnung erhalten, denn diese ist durchaus Erforderniß. Ich schluckte nun dieses unleidliche Oel mit einem tüchtigen Schluck Cognak hinunter, verbiß den Mund

ob des kaum erträglichen Geschmackes und erwartete die Oeffnung, die aber — ausblieb. Ich nahm nun einige Klystiere und die erwünschte Oeffnung kam endlich. Unter diesen Manipulationen war aber meine Phantasie äußerst erregbar geworden, und die schönsten Bilder gingen an meiner Seele vorüber, so wie ich die Augen schloß. Oeffnete ich sie, so gab es einen Halt; schloß ich sie, so folgte die Fortsetzung.

So lag ich hin; essen durfte ich gar nichts. Eiswasser war mir zu trinken gestattet, dabei erhielt ich Aufschläge (von Eiswasser) auf meinen Kopf. Als mein Arzt wieder kam, ließ er ein tüchtiges Spanisch-Fliegenpflaster anfertigen und legte mir dieses in der Gegend des Magens auf, da er bemerkt hatte, daß die Thätigkeit dieses Hauptgliedes gänzlich aufgehoben war. Nachdem dasselbe eine tüchtige Blase gezogen, zog er die Haut ab, löste eine Portion Quinin (Chinin) in verdünnter Schwefelsäure auf und strich mir diese Satansmixtur auf die wunde Stelle, damit sie in den Körper sauge. Dieses verursachte mir ein wahres Höllenbrennen, brachte aber doch meinen Magen in Respect, der wieder anfing, thätig zu werden. Mein Phantasiren blieb fort und fort und rieb mich fast auf, denn mein Puls, den ich oft befühlte, ging so schwach, daß ich fürchtete, er würde bald zu schlagen aufhören. Meine Schwäche war so groß, daß ich mich kaum im Bette mehr umdrehen konnte. Dennoch war ich guten Muthes und dachte, wie Gott will.

So brachte ich einige Tage hin, ohne etwas zu genießen, nur mußte ich Rheinwein besorgen lassen, von dem ich alle Stunde einen Eßlöffel voll nahm; dazu durfte ich Wasser trinken. Nach etwa fünf Tagen war es mir gestattet, Hühnerbrühe zu nehmen; einige Tage später, ein weichgesottenes Ei zu essen; dann die Knöchelchen von auf dem Rost gebratenen jungen Hahnen, Tauben ꝛc. abzunagen und etwa nach 10 oder 12 Tagen Fleischbrühe zu trinken; endlich gelangte ich zu Kalbskarmenaden und durfte auf's Rost gelegtes Brod dazu genießen und täglich eine Flasche Porterbier trinken. Nun bin ich wieder mit einem andern

Uebel geplagt gewesen, denn 12 Tage hindurch war ich verstopft. Mein Arzt lachte mich aus, als ich darüber ängstlich zu werden anfing. Ich sollte klystieren. Ich klystierte täglich 2 auch 3mal. Endlich am 13. Tage wurde ich auch von diesem Uebel befreit. Ich konnte etwas aufstehen und an den Wänden herumkrabbeln. Schon dachte ich der Gefahr entronnen zu sein und sann nach über einen Ausflug an den Lake, um die stärkende Seeluft für einige Tage zu genießen, aber jetzt kamen die Nachwehen. Eine entsetzliche Beule (Geschwür) erhob sich an meiner rechten Lende. Dennoch fuhr ich an den Lake, aber meine Nächte waren daselbst schlaflos. Ich kehrte darum schon nach einigen Tagen zurück, mußte auf's Neue in's Bett, fort und fort Aufschläge von Flachssamen-Mehl machen, erhielt noch eine solche Beule an dem kleinen Finger meiner rechten Hand, die mir wahre Höllenschmerzen verursachte und muß, wie Du siehst, meinen rechten Arm noch immer in der Schlinge tragen, da meine Schmerzen sehr groß sind und der arme Kleine noch lange nicht genesen ist und als Krüppel sich gestalten wird. Siehe, lieber Freund, nun weißt Du, wie es kommt, daß ich so leichenartig aussehe. Das durch zu machen, war keine Kleinigkeit. Es bleibt vielmehr ein Wunder, daß ich überhaupt noch lebe. Meine Nachbarn und Bekannten, ja selbst mein Arzt, hatten an meinem Aufkommen gezweifelt, aber für dieses Mal bin ich, Gott sei Dank, dem Knochenmanne, der mir schon sehr nahe war, noch entwischt; ein zweites Mal dürfte es mir schwerlich gelingen.

Eduard fühlte zu sehr die Wahrheit dessen, was Wilhelm gesprochen, denn es war ihm zu wohlbekannt, daß die Hälfte der am gelben Fieber Erkrankten dieser Seuche unterlag. Er war innerlich erfreut, seinen Freund, wenn gleich jetzt auch nur als Skelett zu erblicken, da nun sichere Hoffnung vorhanden war, daß er wieder erstarken und kräftig werden würde. — Den Lesern kann die Versicherung gegeben werden, daß Wilhelm wieder ebenso lebensfrisch wie sonst in Deutschland und Oesterreich ꝛc., freilich mit dem

kleinen Krüppel an der rechten Hand einhergeht, und daß er noch mit Schaudern an die durchlebte Gelbfieber-Periode in New-Orleans denkt.

Für die, welche diese fürchterliche Krankheit nicht kennen, sei hier noch nachträglich bemerkt, daß der Kranke gewöhnlich nach 3, höchstens 5 Tagen über und über gelb wird, ein wirklich ekelhaftes Gelb, welches namentlich die Augen und den Blick entsetzlich entstellt. An diesem 3. oder 5. Tage tritt auch in unzähligen Fällen das sogenannte Black-vomit (spr. Bläck-womit) ein, in der Regel das Merkzeichen des sicherlich bald erfolgenden Todes. Dieses Black-vomit ist entweder ein pechschwarzes Erbrechen oder eben ein solcher Stuhlgang. Nur sehr wenige Kranke genesen wieder, wenn die Krankheit in dieses Stadium getreten ist. Mit dem 3. oder 5. Tage ist entweder der Kranke — todt oder es tritt Hoffnung zu seiner Besserung ein. Ist letzteres der Fall, so kann nur durch die aufmerksamste und sorgfältigste Pflege und Diät der Kranke sich vor einem Rückfalle schützen. Es ereignete sich unzählige Male, daß hier der Patient gleichgiltig auf sich wurde und nach einer Mahlzeit schon in die Arme des Todes sank. Wilhelm hatte das Glück vom Black-vomit ganz verschont zu bleiben, dafür aber hatte ihn die unaussprechliche Schwäche an den Rand des Todes geführt und die Nachwehen ihn fast eben so hart zum zweiten Male mitgenommen, wie das gelbe Fieber. — Doch genug, der aufmerksame Leser wird sich schon eine ziemliche Vorstellung vom Yellow-Jack machen können, besonders, da er hier in einer Gegend lebt, in der ein solch' unseliger Gast nicht zu fürchten ist.

---

2. Eine Lady (spr. Lädie) im südwestlichen Theile der nordamerikanischen Freistaaten.

Ich hatte mir längst vorgenommen, Dir einmal das Bild einer amerikanischen Lady zu zeichnen. Ich will es auf die Gefahr hin versuchen, daß die Zeichnung Dir vielleicht nicht gefällt oder gar ungenügend erscheint. Ich wähle

eine Lady aus einem der südwestlichen Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Sklaverei gesetzlich gestattet war und man von manchen Seiten den Sklaven den Hof machte. Es ist Morgen und für gewöhnliche Menschen Zeit, aufzustehen. Meine Lady fühlt dazu noch wenig Lust, sie legt sich unter ihrem Moskitobauer auf die andere Seite, denn sie ist so glücklich, Moskiten nicht in demselben zu haben, welche sie sonst wohl zum Erheben von ihrer Lagerstätte nöthigen würden. Ihr Ehegatte macht sich auf die Beine, zieht Rock und Hut an, nimmt seinen Henkelkorb an den Arm, geht auf den Markt und kauft nach dem Wunsche seiner theuern Ehehälfte für Mittags- und Abendmahl ꝛc. ein, oder, wie man zu sagen beliebt, er macht für seine Frau den Markt. Nach etwa einer Stunde kehrt er zurück, aber seine Treue gefällt sich noch zu sehr im Bette. Er sieht sich also genöthigt, Feuer anzumachen und für Kaffee und Frühstück selbst Sorge zu tragen. Es gelingt ihm, und seine Lady fühlt sich bewogen, eine ihr dargereichte Tasse Kaffee unter dem Moskitobauer anzunehmen. Endlich fühlt sie sich kräftig genug, das Bett zu verlassen. Sie steht auf. Aber das Wasser beißt (es ist nämlich kalt), und somit ist es nicht besonders behaglich, sich Hals, Brust und Gesicht tüchtig zu waschen, trotzdem, daß dasselbe nicht frisch aus dem Brunnen kommt, sondern entweder aus der Cisterne (einem großen und sehr umfangreichen Fasse, Regenwasser) oder aus dem Flusse. Das aschfarbene Gesicht muß aber doch eine andere Gestalt zur Schau tragen und Schminke, sowohl weißliche als röthliche, wird vorsichtig aufgetragen oder sie powdert (paudert) sich. Das Haar wird, hat der Mann eine Magd, was sehr häufig der Fall ist, von dieser gescheitelt und geordnet. Die leichte Kleidung wird angezogen; die Strümpfe, sollten diese, was häufig vorkommt, ein Loch haben, werden herabgezogen, damit das Durchlöcherte in den Schuhen steckt. Die Schuhen sind entweder von Zeug oder von Glanzleder, damit man der Mühe des Wichsens überhoben ist. Der Anzug ist nun fertig und

trüben Blicks schaut die Lady umher, was es Neues gibt, sieht auch vielleicht einmal in der Küche nach dem Mittagsmahle, das erst um drei Uhr fertig zu sein braucht. Da die Moskiten ihr vielfach lästig sind, so hat sie einen Fächer in der Hand, um sie von ihrem zarten Körper zu vertreiben. Durch diese angestrengte Thätigkeit wird sie aber sehr ermüdet, sie läßt sich daher in einen Rockling-Chair (Schaukelstuhle) nieder, um ihre abgematteten Glieder auszuruhen, bewegt dieser gemächlich hin und her und wehet mit ihrem Fächer bald rechts, bald links. Zum Scheine wird auch wohl ein schön gebundenes Buch zur Hand genommen oder eine Zeitung. Der Mittag kommt. Alle Gerichte werden zugleich auf den Tisch gestellt und statt des Vorlegens heißt es für jeden Mitessenden: Help your self! (Bedienen Sie sich selbst!) — Die Lady fährt nun aus, entweder im eigenen Wagen oder durch die sich in Unzahl vorfindenden Fahrgelegenheiten, denn man geht und kann nicht viel gehen. Sie muß sich aber fein putzen. Das geschieht. Sie steigt aus ihrer Morgenkleidung in die andere, läßt aber erstere da liegen, wo sie ausstieg. Steht ihr kein dienstbarer Geist zur Seite, so hat dies nichts zu sagen, sollte sie auch mehrere Tage abwesend sein; die ausgezogene Kleidung bleibt still bis zur Rückkehr an dem Platze, wo sie sich umzog 2c. — Natürlich sind nicht alle Ladys so ausgezeichnet; es gibt überall, so auch hier rühmliche Ausnahmen.

---

3. Eine Christbescheerung auf dem Meere.

Siehst Du jenen umfangreichen Dreimaster, der seit wenigen Tagen in unserem Hafen Anker geworfen hat, sprach Anfangs Januar der beliebte Bürgermeister des Orts zu einem seiner erwachsenen Söhne, der ein gar verfrorenes Gesicht machte, als er, durch einen kräftigen Wind aus Nordost begrüßt, die väterliche Wohnung betreten hatte. Derselbe ist in den letzten Tagen des abgelaufenen Jahres gelandet und brachte außer mehreren anderen Reisenden auch einen Vater mit seinen Kindern, der aus Amerika zurück-

kehrte. Dort in dem fernen Lande jenseits des Oceans hatte ihm der grausame Tod seine treue Gattin und den Kindern die liebevolle Mutter geraubt. Er selbst und seine Kinder waren nur wie durch ein Wunder von dem Tode gerettet worden, und kaum genesen, hatte er die Reise in's deutsche Vaterland mit den Seinen wieder angetreten. Wie beschwerlich die Rückreise für ihn gewesen sein mag, läßt sich leicht ermessen, da er an den Kindern, bei selbst geschwächtem Körper, Vater- und Mutterstelle vertreten mußte und die Stürme mehr als einmal Schiff und Menschen zu verderben drohten. Derselbe erzählt uns, wie er den Abend des 24. Dezember mit seinen Kindern hinbrachte, den Abend vor dem hohen Christfeste, an dem Jung und Alt in Deutschland sich der heiligen Christbescheerung erfreut. Seine Worte waren ungefähr folgende: Am Morgen des 24. Dezember schwieg endlich der Sturm einigermaßen, das Meer fing an, sich zu beruhigen und der Himmel erheiterte sich, so daß die Lenker des Schiffes die Längen- und Breitengrade nehmen konnten, um zu erfahren, in welcher Gegend des Meeres wir uns eigentlich befänden, was wegen Sturm und Unwetter schon mehrere Tage hindurch nicht möglich gewesen war. Der Mittag verging leidlich, aber nach drei Uhr zogen sich mehrere Wolken zusammen, die Blitze durchzuckten den dunkeln Horizont und der Donner rollte kräftig und fürchterlich hin über die unermeßliche Wasserfläche. Das Meer, kaum besänftigt, ward beweglich und in kurzer Frist war es wie unterwühlt. Die Wogen peitschten sich gegenseitig, stiegen hier zu Bergen empor und stürzten dort in unabsehbare Tiefen. Es rauschte und wogte, krachte und brüllte. Die an's Hintertheil des Schiffes mit Riesenkraft andonnernden Wellen schienen das Schiff zertrümmern zu wollen. So ging es zu, als der Vater mit seinen Kindern sich in die Kajüte zurückzog, um in einem Eckchen derselben Sicherheit und möglicher Weise Schutz zu finden, denn mit den Wellen stieg das Schiff auf und nieder, war bald auf einem Wellenberge, bald in einem tiefen Abgrunde. Die

Kinder sprachen: „Vater, auf dem Festlande sind die Kinder vergnügt, denn es ist eben die Zeit, in der das Christkindchen bescheert. Du sorgst doch sonst immer so väterlich für uns, willst Du uns nicht auch eine Christbescheerung zu Theil werden lassen, trotz Wogen und Wellen?“ Für den Vater hätte es dieser Erinnerung kaum bedurft, denn längst hatte er Nüsse, Mandeln, Aepfel und amerikanische Cracknels (ein Backwerk) in Ordnung gebracht, um an der Seite seiner mutterlosen Kinder diese erfahren zu lassen, daß heiliger Christabend sei. Gemüthlich setzte er sich darum unter sie, nahm sein jüngstes Kind, ein etwas mehr als zwei Jahre zählendes Töchterchen mit hellblonden Haaren und freundlichem Blicke, auf seinen Schooß, griff zu den Nüssen und Mandeln, nahm den Nußknacker zur Hand und öffnete bei dem freundlichen Scheine des Lichtes eine Anzahl, schälte mehrere Aepfel, zertheilte einige davon, desgleichen eine Orange, reichte jedem mehrere Cracknels und gab ihnen zum Schlusse einen Schluck Wein. Mit sichtbarer Freude und Innigkeit verzehrten die Kinder diese Gaben, sprachen ihr tiefstes Bedauern darüber aus, daß die selige Mutter diese Freude nicht theilen könne, und als eine mächtige Welle durch ihr Anprallen das Schiff erdröhnen machte, sprachen sie getrost: „Wie Gott will! nicht wahr, guter Vater.“ Als sie geendet, meinten sie, doch einen recht guten Christabend verlebt zu haben. „Ja, sagten sie, Vater, jetzt haben wir doch auch erfahren, daß Christabend sei. Du hast uns dazu noch reichlicher bedacht, als manche arme Kinder in Deutschland bedacht werden mögen.“ Sie küßten darauf den Vater herzlich, widmeten dem Andenken der guten Mutter eine kindliche Thräne, verrichteten kindlich fromm ihr Abendgebet und begaben sich trotz Sturm und Unwetter zu Bette, sich dem Einen anvertrauend, von dem alle guten Gaben kommen.

4. Der liebenswürdige Oheim.

(Eine wahre Erzählung.)

„Jakob,“ so schrieb Johann an seinen in Deutschland lebenden Bruder, „verkaufe Deinen Hof, Deine Aeckerchen,

und Deine beiden Pferde, nimm Dein Weib und Deine Kinder und ziehe hierher nach Amerika, zu mir. Ich bin ein reicher Mann, und will Dir aus lauter Bruderliebe zur Hand sein, damit auch Du hier bald ein solcher werdest. Was plagst Du Dich daheim in Deutschland? Du kannst Deine Kinderchen kaum durchbringen, trotzdem Du Dich von Morgens früh bis Abends spät abquälst. Hier ist das ganz anders. Hier arbeitet man möglichst wenig, nimmt aber möglichst viel ein."

Jakob war ein überlegender Mann, schüttelte bedenklich den Kopf und schrieb an Johann: „Vorerst fühle ich nicht Lust, Deiner Einladung zu folgen. Freilich muß ich mich abquälen, um meine vier Buben und zwei Mädchen durchzubringen, aber dafür beruhigt mich auch mein Gewissen, wenn ich mich Abends zu Bette begebe, denn es sagt mir: Du hast Recht gethan und Niemanden gescheut. Bei Euch drüben in Amerika soll es auf ein Bischen Gewissenlosigkeit mehr oder weniger nicht ankommen. Dann behagt mir auch Euer südliches Klima nicht, über das man allerlei Unheimliches hört und liest. Sind aber meine Buben erst herangewachsen und hat dann einer von diesen Lust, so kannst Du Deine brüderliche Liebe auf diese übertragen, denn die Jungen wollen und müssen doch hinaus in die Welt, um sich umzusehen."

Es vergingen nun Jahre und die Sache schien zu ruhen. Heinrich, der älteste Sohn Jakobs, wurde ein Grobschmied, sah sich nach überstandener Lehrzeit in Deutschland um, sowohl im Süden, wie im Norden, arbeitete längere Zeit in Frankreich, besonders auch in Straßburg. Er war dann wieder im Oldenburgischen und später in Mainz beschäftigt. Die Sehnsucht ergriff ihn endlich, bei seinem reichen Oheime in Amerika einen Besuch zu machen. Vater und Mutter bemühten sich, ihn von diesem Plane abzubringen; doch er hatte einmal das Amerikafieber und es half nichts. Weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Schwestern, selbst seine Braut im Oldenburgischen vermoch-

ten ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Er war nicht abzuhalten und somit reiste der kräftige, besonders auch im Hufbeschlage sehr tüchtige, junge, 24jährige Mann ab. Nach einer stürmischen Seefahrt erreichte er die neue Heimat seines Oheims, diesen selbst aber fand er erst am folgenden Tage. Etwas verzagt trat er in dessen Behausung, denn der Oheim ist Inhaber einer bedeutenden Großerie, das ist einer Handlung, in der man Alles und Jedes, was für menschliche Bedürfnisse nothwendig ist, mag es im nassen oder trocknen Zustande sein, kaufen kann. Außerdem hat derselbe einige Häuser, die sein Eigenthum sind, vermiethet, und lebt in sehr guten Verhältnissen. „Wohnt hier der Herr Johann . . . ?“ „Ja,“ war die Antwort. „Nun, dann bin ich recht. Betrachten Sie mich einmal, Herr Johann, vielleicht erkennen Sie mich am Aeußeren oder an der Sprache.“ Johann that es und entdeckte in dem jungen Heinrich alsbald den Sohn seines Bruders Jakob; war er ja diesem wie aus dem Gesichte geschnitten. „Es ist gut, daß Du da bist, brummte der Alte. „Komm, wir trinken erst Eins,“ und dabei holte er eine Flasche Wein von den Shelves seiner Großerie. Sie ließen sich's gut schmecken und Heinrich mußte dableiben. Es ward ihm nun erzählt, wie er, der Oheim, Vieles an lüderliche Deutsche verloren (?) habe und nicht mehr so reich sei, wie sonst ꝛc., doch wolle er sich des Heinrich annehmen. Er solle sogleich in die englische Schule geschickt werden, damit er Englisch lerne, dann sein Schmiedehandwerk aufgeben, was ein Deutscher in diesem Klima doch nicht ohne Lebensgefahr treiben könne, sich in seiner Großerie beschäftigen und diese selbst erlernen. Dem Heinrich war das Alles recht, denn er nahm die ganze Geschichte für baare Münze. An Müssiggang war er nicht gewöhnt; hatte er ja, bloß der Beschäftigung wegen, während der Ueberfahrt den Matrosen geholfen! Er wünschte daher schon am nächsten Morgen, daß ihn sein Oheim oder dessen ältester Sohn Karl, in ziemlich gleichem Alter mit Heinrich, in das Geschäft einweisen möchte.

Oheim Johann hielt auch zwei Pferde, und da er eben keinen Knecht hatte, so mußte Heinrich einstweilen die Stelle dieses versehen, zumal jener im Bauen begriffen und allerlei Fuhren nöthig waren. Heinrich bekleidete diesen Posten etwa drei Wochen, erhielt auch zuweilen einen Dollar. Von der englischen Abendschule war es still, ebenso von dem Erlernen des Großeriegeschäftes. Es blieb also Heinrich nichts anderes übrig, als entweder fort und fort den Knecht zu machen, oder sich einen Platz in einer Schmiede aufzusuchen. Er that Letzteres, zumal es Winter und die Hitze nicht allzu groß war. Sein Meister war ein Franzose, dessen Frau eine Elsässerin, die doch so viel deutsch konnte, um zwischen Meister und Gesellen den Dollmetscher zu machen.

Im Ganzen hatte es Heinrich hier gut. Er brachte die Schmiede, besonders den Hufbeschlag in großen Schwung und erhielt außer Kost und Logis monatlich 25 Dollars Lohn. Seine Heftigkeit und der Drang, seinen sogenannten Freunden wohlzuthun, namentlich Sonntags in den Kaffeehäusern, wurden Grund, sich nach mehreren Monaten mit seinem Meister zu überwerfen und diesen Platz zu verlassen.

Der Herr Oheim machte ihm wieder zum — Pferdeknechte, weil er eben einen solchen nicht hatte und Heinrich versah diese Stelle wieder etwa drei Wochen. Er erinnerte nochmals an die englische Abendschule und an die Erlernung des Großeriegeschäftes, zumal der Sommer bereits begonnen hatte und die Cholera schon florirte. Der Oheim blieb sammt seiner holden Ehehälfte taub und Heinrich suchte wieder eine Schmiede auf, er hatte als geschickter Arbeiter bald einen passenden Platz, aber die Hitze, dabei das bereits ausgebrochene gelbe Fieber nöthigten ihn, nur so viel zu arbeiten, um sich durchzuschlagen. Ein Freund machte den Oheim auf die Lebensgefahr aufmerksam, in der sein Neffe in jetziger Zeit schwebe ꝛc., aber der Alte hatte keine Ohren. Endlich ward auch Heinrich von dem gelben Fieber angepackt. Er ließ sich in das öffentliche Hospital aufnehmen. Als er hier 24 Stunden gewesen, machte er sich auf und fuhr und ging in seiner Fieberhitze und Angst zu seinem

Oheime. Dieser, statt einen erfahrenen Arzt zu nehmen, läßt einen jener — Humbugger kommen, der die Phantasien Heinrichs für Delirium ausgibt und die Krankheit aus lauter Unkenntniß total falsch behandelt. Dazu bringt der Alte den Heinrich in ein Zimmer ohne die geringste Beaufsichtigung, so daß dieser im Hemde in demselben umherspringt, sich auf der Erde wälzt und nach Belieben im Hemde in den Hof und auf den Abort, selbst Nachts rennt. Man machte den Geizhalz aufmerksam, daß ja der junge kräftige Mann zu Grunde gehen müsse, aber er antwortete: „Ich habe mit mir und meiner Familie Arbeit genug und kann mich nicht um andere Leute bekümmern. Ein Aufseher kostet Geld und ich habe keine Zeit 2c." Nach Verlauf von 2 Tagen setzt oder legt er den Heinrich auf seine Dray (diese war ein vierräderiger Rollwagen) und fährt ihn in's Hospital. Sechs Stunden nach seiner Ankunft daselbst ist der kräftige Heinrich eine — Leiche. Der Alte hatte in der Geschwindigkeit die Beerdigungskosten, den Sarg 2c. gespart, denn die im Hospital Sterbenden werden auf öffentliche Kosten bestattet.

Von einem Freunde Heinrichs wurden dem Oheime Johann später Vorwürfe gemacht, wie er es verschuldet, daß sein Neffe so jung hätte sterben müssen 2c. Aber der Gefühllose sagte: „Ich weiß ja nicht einmal, ob es der Sohn meines Bruders in Deutschland ist." Der Freund erwiederte: „Das ist denn doch zu arg. Sie hatten ihn bei seiner Ankunft sogleich erkannt, bevor er seinen Namen angegeben und nun sprechen Sie so! Ich sage Ihnen denn: Es ist der Sohn desselben Jakob, denn Sie vor Jahren einluden, Haus und Hof zu verkaufen und zu Ihnen zu gehen. Ihr Bruder wollte nie und hat nach bangem Zagen seinen Sohn Heinrich zu Ihnen geschickt, wie wir schon vor Monaten mit einander besprochen haben, um an diesem eine Probe Ihrer Brüderlichkeit abzulegen. Sie haben Ihr Versprechen wirklich recht brüderlich erfüllt; Ihr Bruder muß Ihnen von Herzen dankbar werden." Der Onkel Johann

und dessen Sohn Karl legten, nachdem sie erst acht Tage später auf dringendes Bitten desselben Freundes einen Sklaven in das Hospital geschickt hatten, um zu sehen, was Heinrich mache, dicken schwarzen Flor um ihre Hüte, um sich das Ansehen zu geben, als trauerten sie um den von ihnen so schnöde behandelten verblichenen Neffen. Nicht einmal der so sehnlichst gewünschte Todtenschein wurde dem Bruder nach Deutschland geschickt, ja nicht einmal geholt, damit ein Freund Heinrich's ihn mitnähme. Er hätte ja mindestens 3 Dollars gekostet! — Es ließe sich noch manches Andere von dem liebenswürdigen Oheim sagen, doch das Vorstehende mag genügen, um den Leser einen Blick in amerikanische Brüderlichkeit thun zu lassen.

---

5. Sklavenversteigerung in den westlichen Staaten Nordamerika's.

So thätig auch der europäische Geist sein mag, um das Verkaufen von Menschen von anderer Hautfarbe, als weißer zu hintertreiben oder gänzlich aufzuheben; so anerkennenswerth und rühmlich auch Reden und Thaten der Engländer und Franzosen in dieser Beziehung sein mögen, dennoch ist der Sklavenverkauf, also der Verkauf von Menschen mit schwärzlicher oder bräunlicher Hautfarbe in vollem Gang. *) Wir wollen hier nicht davon reden, daß Spanien nicht frei von diesem unedlen Geschäfte ist, sondern fort und fort Schiffsladungen nach Cuba zu bringen weiß, sondern nur einen Augenblick bei den nordamerikanischen Freistaaten stehen bleiben, wie es bei diesen bis zum Kriege war. Von diesen Staaten, von denen es häufig heißt, daß sie auf hoher, sogar auf den höchsten Stufen politischer Bildung ständen, selbst diese Staaten wußten auf ausgerüsteten Schiffen ganze Schiffsladungen mit Sklaven in ihre Häfen einzubringen, die ihnen viel Geld eintrugen und für Geld thut der Ame-

*) Der Krieg hat diesem Unwesen, wenigstens in Amerika, den Garaus gemacht, obwohl es noch lange währen wird, bevor die Farbigen wirklich gleiche Rechte mit den Weißen erhalten werden.

rikaner schon viel. Dennoch würde es aber in den s. g. sklaven-
haltenden Staaten sicher nach und nach an Sklaven gefehlt
haben, hätte man sich nicht anders zu helfen gewußt. Die-
ses bestand darin, daß man sorgsam für die Fortpflanzung der
Sklaven unter sich bemüht war und Sklaven-Familien, d. i.
Sklaven und Sklavin mit Kindern sorgsam förderte, freilich
gewöhnlich nur so lange, als sie zeugungsfähig waren.
Als Beweis des Gesagten hat man nur nöthig, Vergleiche über
die Anzahl von Sklaven bis zum Kriege und etwa vor
25 Jahren in den Sklavenstaaten anzustellen und man wird fin-
den, daß sich die Zahl fast überall um das Doppelte vermehrt
hatte. Diese Sklaven nun bildeten ein Eigenthum ihrer Herren,
die das Recht hatten, einen oder einige dieses ihres Eigenthums
aus der Hand zu verkaufen oder auch öffentlich versteigern zu
lassen und zwar förmlich auf das Meistgebot. Eine solche Ver-
steigerung ward in öffentlichen Blättern angekündigt und
fand gewöhnlich in den weiten Räumen eines vielbesuchten
Kaffeehauses statt. In diesem war eine Erhöhung ange-
bracht. An der linken Seite des Saales stand gewöhnlich
der Sklaven-Eigenthümer mit seinen Sklaven und Sklavin-
nen, die er für dieses Geld versteigern lassen wollte. Er
hatte sie alle tüchtig herausgeputzt, ihnen gute Kleider an-
gezogen, ihnen die grauen Haare geschwärzt, für falsche Zähne
Bedacht genommen, sie überhaupt so jugendlich als möglich
zugestutzt und den Namen und das angebliche Alter eines
jeden auf einen Zettel geschrieben und mit einer Stecknadel
an die Brust gesteckt. Die Käufer fanden sich unterdeß ein.
Der Ausrufer nahm seinen Platz auf der Erhöhung und
stellte den Sklaven oder die Sklavin, welche eben versteigert
werden sollte, neben sich. Er rühmte nun die Jugend, die
Geschicklichkeit ꝛc. des oder der zu Verkaufenden. Die Käufer
betrachteten und befühlten ihn, befragten ihn um dieses oder
das, suchten sein etwaiges Alter zu entziffern, da sie das auf
dem Zettel Geschriebene bezweifelten, und boten dann, wie
bei uns auf gewöhnliche Sachen geboten wird. Der da
höchste Gebot gethan, dem führte der Ausrufer den Sklave

als Eigenthum zu und wünschte diesem zugleich Glück zu seinem Kaufe. So wurden nach und nach alle Sklaven, die eben vorhanden, verkauft. Kam das Gebot nicht so hoch, wie der Eigenthümer wünschte, so versagte er das Zuschlagen und nahm, bis zu einer etwaigen anderen Versteigerung die Sklaven, seine Waare, zurück, welche zuweilen schon nach 8 oder 14 Tagen statt hatte. Sklavinnen, namentlich solche, die guter Hoffnung waren, schlugen zuweilen beschämt die Augen nieder, und schienen zu fühlen, welch' unwürdiges Geschäft man mit ihnen trieb. Vielleicht war es auch das Gefühl, daß sie nun von dem, den sie für ihren Gatten hielten und von ihren Kindern getrennt wurden, denn ein Sklaven-Eigenthümer achtete nicht auf eheliche oder Familienbande, und verkaufte oftmals absichtlich den Sklaven nach Norden und die Sklavin nach Süden. Er hatte nur seinen Vortheil im Auge und setzte, da ihn ein Gesetz nicht band, alles Andere bei Seite. Uebrigens hatten seit den letzten 10 Jahren die Sklaven bedeutend an Werth gewonnen, d. h. sie waren viel theurer als ehedem, und es wurden z. B. zu New-Orleans nicht selten Sklaven bis gegen 2000 und Sklavinnen bis gegen 1500 Dollars versteigert. Die Behandlung war darum auch da und dort etwas besser. Hoffentlich wird dieser Menschenhandel überall aufhören. Er besteht leider noch an manchen Plätzen. Das Vorstehende mag ein schwaches Bild für den sein, der einer solchen Versteigerung nicht beiwohnen konnte.

---

6. Die Maipartie in Amerika.

Es ist so viel die Rede davon, daß durch unsere moderne Schul- und Unterrichtsweise die Jugend vielfach um ihre kostbare und nie wiederkehrende Kindheit gebracht werde, indeß von anderer Seite behauptet wird, unsere Kinder würden durch ihre vielfachen jugendlichen Genüsse in einer Weise herangebildet, welche nur zu bald der Unzufriedenheit Thür und Thor öffne. Es liegt uns hier zu fern, die Wahrheit oder Unwahrheit dieser beiden Behauptungen

näher darzuthun oder auch nur zu beleuchten; jedenfalls ist so viel gewiß, daß es in den meisten Gauen Deutschlands und Oesterreichs für die eigentliche Schuljugend aus den Kindern des Volkes an belebenden, belehrenden und erhebenden Momenten recht sehr mangelt. Da geht es einen Tag wie den andern, von der Arbeit zur Schule; aus der Schule zur Arbeit, und glücklich die Kinder, denen es neben der Arbeit vergönnt ist, regelmäßig die Schule besuchen und dort sich wenigstens einigermaßen ausbilden, oder besser, den Grund zu einer späteren Ausbildung legen zu können. Die eintretenden Ferien werden von vielen Eltern mit Schmerzen erwartet, um ja die Kinder bei den Arbeiten zu Hause oder auf dem Felde tüchtig mit zu verwenden, und nur zu schnell sind sie den Alten häufig vorüber. Und doch, was könnte, was sollte nicht geschehen, um auf natürliche Weise zum Frohsinn und zur Belehrung der Kinder bereitwillig die Hand zu bieten? Hören wir, was der sonst so praktische Amerikaner in dieser Hinsicht für einer, vielleicht nachahmenswerthen, Sitte huldigt. — Schon im März halten Schüler und Schülerinnen Berathungen wegen der Abhaltung einer sogenannten Maipartie (mayparty). Sie erwählen unter sich einen oder eine, welcher die ersparten Cents einsammelt und über deren Empfang Rechnung führt. Jedes Kind, arm oder wohlhabend, steuert nach Vermögen wöchentlich eine Kleinigkeit bei, und wenn der Mai erscheint, ist gewöhnlich eine erkleckliche Summe zusammengebracht, um sich einen frohen Tag machen zu können. In der Zwischenzeit werden Lieder auf Lieder eingeübt, um an dem Tage der Maipartie wohl ausgerüstet und hinreichend geübt erscheinen zu können. Es wird nun schon vorher eine Maikönigin ausgewählt, zu welchem Amte die gewandteste und beliebteste Schülerin erkoren wird. Auch Scepterträger, Kronenhalter ꝛc., kurz ein ganzer Hofstaat wird auf solche Weise ausgewählt, und häufig werden die Gebräuche eingeübt, in denen Königinnen und Großwürdenträger geübt sein müssen.

Es werden dann schon Wochen vorher Blumen zusammengebracht, Kronen und Guirlanden geflochten, wann es nur die freie Zeit irgend gestattet. Unter diesen Vorbereitungen nahet denn endlich der Tag, an dem die Maipartie abgehalten werden soll. Dieser Tag ist und muß jedenfalls einer im Monate Mai sein; doch wird da, wo mehrere Schulen sind, Sorge getragen, daß jede Schule auf einen anderen Tag des Mai ihre Partie ausführt, da sich die Schüler und Schülerinnen auf gegenseitiges Einladen besuchen. An dem Festtage selbst wird, wenn es irgend angeht, eine Art Thron im Freien aufgebaut; die Königin mit den Würdenträgern und dem Gefolge, hier das Volk bedeutend, gehen in feierlichem Zuge unter Absingung passender Lieder zu demselben hin, um der Königin ihre Huldigungen darzubringen, wohingegen diese verspricht, das Volk milde, weise und gerecht regieren zu wollen. Hersagen von Gedichten, Absingen von Liedern folgt nun und im feierlichen Zuge geht es zurück in das Schullokal, oder, findet die Feier an einem andern Orte statt, in einen Saal. Die Eltern und Geschwister, Freunde und Bekannte nehmen an dem Ganzen Theil. Im Saale angekommen, wird nun Obst, Confekt, Nüsse ꝛc. vertheilt, Kuchen gegessen und Limonade getrunken. Gewöhnlich findet sich auch die bestellte Musik ein, und aus der Harmoniemusik wird nach und nach Tanzmusik, an der sich bald Jung und Alt betheiliget. Zur Abwechselung kommen auch Pfänder- und sonstige Spiele an die Reihe und gewöhnlich erst nach Mitternacht verlassen die Alten die Stätte der Maipartie, indeß die jüngeren Kinder beim Einbrüche der Nacht sich nach Hause begeben. Monate lang vorher und Monate lang nachher wird von der Maipartie gesprochen. Sie ist ein über die ganzen Freistaaten verbreitetes Kinder- oder Schulfest. Sollten nicht bei uns auch, für unsere Verhältnisse passende Maifeste mit der Jugend veranstaltet werden können? Ein Spaziergang in Gottes freie Natur, in einen Wald, in ein benachbartes Dorf ꝛc. würde wenig Kosten verursachen und eine bleibende Erinnerung für die

Kinder sein. Es gibt ja hier und da Kirsch- und Rosenfeste und Kirchweihen, warum nicht etwas mehr allgemeines, etwa eine Maipartie für die Schulkinder des Volkes?

7. Ein Tag auf einem Auswanderungsschiffe.

Die Nacht war endlich vorüber. Im fernen Osten tauchte majestätisch die Sonne aus dem blau-grünlichen Ocean auf. Der Horizont zeigte sich zuerst wie in einem Feuermeere. Nach und nach vergoldete er sich und die etwas mehr geblaßten Strahlen der Besiegerin der Nacht beleuchteten die unermeßliche Spiegelfläche des gewaltigen Weltmeeres in bezaubernder Weise. Auf einem, im Verhältnisse zu der Größe der See winzigen Fahrzeuge, kaum einem Pünktchen auf solcher Fläche vergleichbar, wenngleich im Hafen außergewöhnlich groß sich ausnehmend, waren mehrere Hundert Europamüder sichtlich erfreut ob des sich wieder verjüngenden Tages. Hatte doch die sonst unwirthliche Nacht sie wieder um eine bedeutende Strecke zu dem lang ersehnte Ziele bei günstigen Winden vorangebracht und konnten die Menschen die dumpfen, engen, ungesunden und unfreundlichen Lagerstätten doch endlich wieder verlassen, um auf dem Verdecke, wenngleich in sehr beschränktem Raume, die labende Seeluft, die des Morgens so erquickend für Geist und Körper ist, einzuathmen! — Lange konnte dieses indeß nicht geschehen, da der Magen, der Tags vorher auf halbe Kost hatte gesetzt werden müssen (was sich gar häufig wiederholt), gebieterisch seine Rechte geltend machte, wofern er seiner Herrschaft über die Glieder des Leibes nicht hätte entsagen wollen. Man rüstete sich also, um für dieses nothwendigste, wenngleich ungestüm fordernde Glied möglichst befriedigende Nahrungsmittel zuzubereiten. Indeß auch das war nicht leicht, da der Magen von mehreren Hunderten in ähnlicher Weise pochte und der Platz zum Kochen weder so geräumig, noch so zweckmäßig war, um in möglichster Schnelle so Vieler Bedürfnisse zu befriedigen. Nach mancher unsanften Berührung, nach manchem Rippenstoße hatte

indeß die Mehrzahl ihr Mahl bereitet, und schickte sich, obgleich durch das Geschäft des Kochens geschwärzt an Gesicht und Händen (von den Kleidern gar nicht zu reden) an, dasselbe einzunehmen. Unterdeß war die Sonne höher am Horizont hinaufgerückt und weniger schräg fielen ihre brennenden Strahlen auf die schiffliche Menge, so daß Jeder, so gut er es vermochte, sich ein Plätzchen suchte, um sich vor der gewaltigen Hitze möglichst zu schützen, was aber Vielen nicht gelang, die darum genöthigt waren, im Schweiße ihres Angesichtes ihr dürftig hergestelltes Mahl zu sich zu nehmen. Das Bekannte: „Nach dem Essen sollst Du stehen oder tausend Schritte gehen," konnte nur auf das Stehen angewendet werden, da es am Raume, um gehen zu können, gänzlich gebrach. So lungerte der Eine hier, der Andere da, und über die Schiffsbrüstung hinaus sahen die Meisten in der grünlichen Fluth den Fischen zu, welche sich bis an die Oberfläche des Wassers begaben und im lustigen Taumeln und Purzeln die Menge unterhielten. Kommen aber die großen Fische des atlantischen Meeres der Oberfläche nahe und geben sie ihre Freude durch ihr muthwilliges Treiben kund, so kann mit ziemlicher Sicherheit auf ein nahe bevorstehendes Unwetter, auf einen Sturm gerechnet werden. Nur zu bald brach denn dieser auch los. Von drei verschiedenen Seiten sah man Gewölk am Horizont sich bilden und immer drückender, immer unleidlicher wurden die Strahlen der Sonne, immer schwüler der Luftkreis. Nach und nach hingen an drei Seiten dicke, schwarze Wolken. Sie wurden durch sich erhebenden Wind in Bewegung gesetzt, der sie in kurzer Zeit unter gewaltigem Heulen und Toben zu einer solch' großen Wolke vereinte, welche den Horizont, so weit er sichtbar war, bedeckte. Aus dem Tage ward förmlich Nacht, die nur durch das Zucken unzähliger Blitzstrahle erhellt wurde. Fürchterlich dröhnte dazwischen der Donner, schaurig tönten die Rufe und Klänge der ununterbrochen angestrengten Schiffsmannschaft. Zu Wolken thürmten sich die Wellen, denn unter-

wühlt war der Meeresgrund, Wogen trieben auf Wogen und das Schiff schaukelte, einem Wahnsinnigen gleich, auf der furchtbar gährenden Wassermasse. Aengstlich lugten Jung und Alt, mit Schaudern das Zerschellen oder den Untergang des Schiffes befürchtend. Gläubige Gemüther wendeten in dieser Noth ihre Gebete zu Gott, indeß ungläubige durch Fluchen und Lästern Kraft zu erheucheln sich bemühten. Ein eintretender heftiger Regen erleichterte endlich die gewitterschwangeren Wolken. Durch die fortwährenden Blitze hatten sie ihre elektrische Kraft eingebüßt, mäßiger fiel nach und nach der Regen, der Sturm machte gelinderem Winde Platz und nach wenigen Stunden schon besänftigte sich das Meer. Ehe noch die Nacht einbrach, konnten die Bewohner des Schiffes sich auf dem Verdecke der erquickenden und mehr gereinigten Luft erfreuen. Das Abendmahl wurde noch zubereitet und eingenommen. Nach demselben besprach man die Gefahr, aus der man durch Gottes Hilfe befreit worden war und gruppirte sich, je nachdem es der Raum gestattete. Nach eingetretener Nacht begab man sich wieder in die dumpfen Schlafstätten, um dem vielfach aufgeregten und abgespannten Körper jene Ruhe zu gönnen, durch welche gestärkt er dem neuen Tage neue Kräfte entgegenzubringen befähigt ist.

8. Das Wogen und Treiben eines Tages am Mississippi.

Da sitze ich nun, weit vom heimatlichen Boden, an den Ufern des fernen Mississippi, wohin es mich oftmals gezogen und wieder nicht gezogen hat, und schaue hin nach dem von mir durch das unermeßliche Meer getrennten Osten hin, gegen den hin mein Vaterland gelegen und in dem die Sonne sich in majestätischer Kraft und Fülle zum Beleben des jungen Tages erhebt. Sehnsucht erfüllt so oft mein Herz, wenn ich der alten Zeit gedenke, gedenke des Vaters, der Mutter, der lieben Geschwister und Freunde, vor Allem des Liedchens: „Als ich noch im Flügelkleide,“ gedenke des Städtchens, in dem ich so gemüthliche Tage

durchlebte und das da gleichsam versteckt liegt im rebenbegränzten Thale. Doch hin ist hin, selbst übergroße Sehnsucht führt mir höchstens nur flüchtige Bilder einer lange hinter mir liegenden Vergangenheit vorüber. Leite sie (die Sehnsucht) darum meine Feder, wenn ich es versuche, das Wogen und Treiben Eines Tages am Mississippi dem Papiere zu übergeben.

Ich lebe eben im Monate Januar, jenem Monate, der wohl zu den erquickendsten des ganzen Jahres in diesen an der Mündung des Mississippi in den Meerbusen von Mexiko gelegenen Gegenden gehört. Es ist 6 Uhr Morgens und die Sonne erleuchtet schon so freundlich die Landschaft, daß Alles auf den Beinen ist und geschäftig seinem Tagewerke nacheilt, jene etwa ausgenommen, welche nächtliche Schwärmerei (hier keine Seltenheit) länger als gewöhnlich im Bette zurückhielt. Zu diesen gehört denn auch ein sehr beträchtlicher Theil der Ladyswelt, die durch die zu große Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit (Galanterie) der Männer wenig an frühes Aufstehen und häusliche Thätigkeit gewöhnt ist. Kaffee nebst Beefsteak habe ich bereits als Frühstück zu mir genommen und lege nun einen Theil meines vorhabenden geschäftlichen Weges zu Fuß zurück. Er führt mich zum Theil an bretternen Häusern vorüber, an die ein niedliches Gärtchen sich anlehnt, in denen die Boten des Frühlings, Veilchen, Narcissen, dem Aufbrechen nahende Rosen, Reseda, Maßliebchen, und andere Blüthen in Fülle prangen, daneben schöne Länder blühender Erbsen, Blumenkohl, der Blüthe nahe Kartoffeln und sonstige Küchengewächse. Ein stämmiger Baum mit herabhängenden blauen Doldenblumen fesselt meine Aufmerksamkeit. Da sehe ich Gärten, in denen noch Orangen an den Bäumen hängen, und schon wieder sind neben diesen, duftende Blüthen in Menge vorhanden. Der Bananenbaum, die Feigenbäume und tausenderlei Anderes zieht mich an, aber ich vernehme den Mockingbird (Spottdrossel), die sogenannte amerikanische Nachtigall, deren kräftige

Töne mein Ohr erfreuen, und suche ihn mit meinen Blicken zu erspähen. Leider verderben die in den Sümpfen quackenden Frösche und die auf den Bäumen zirpenden Millionen von Grillen mein Morgenvergnügen. Ich besteige darum den Omnibus, der soeben an mir vorbeirollen will, nachdem ich ihm ein kräftiges Stopp (Halt!) zugerufen habe, und fahre rasch an den Ställen vorbei, in denen das verschiedenartige Schlacht- (auch Zug-) Vieh zum Verkaufe ausgestellt ist, froh, so schnell durch diese unerquicklichen Dünste gelangen zu können. Ich nahe hierauf dem Hafen, in dem Tausende von Masten im bunten Gewirre sich durchkreuzen. Welch' ein Leben, welch ein Treiben! Schiffe werden eingeladen, andere ausgeladen. Die Drays (Karren), geführt von Schwarzen und Weißen, rollen ein- und zweispännig hin und her. Hier liegt ein Schiff mit Europamüden vor Anker, das im Begriffe steht, sich seiner Last zu entladen; dort ein anderes von Havannah (Cuba) kommend, mit Erzeugnissen, wie sie die fruchtbarste von Westindiens Inseln in Fülle hervorbringt; vor Allem birgt sie eine Unsumme echter, von den Amerikanern so sehr beliebter und zu sehr hohen Preisen bezahlter Havannah-Cigarren. Das Schiff möchte ausladen, aber es fehlen noch die Zollbeamten und bevor diese ihr Geschäft nicht vollzogen haben, darf das Schiff nicht löschen. Bilden ja die Eingangszölle für außeramerikanische Waaren die Haupteinnahme der nordamerikanischen Freistaaten! Ich sehe noch Schiffe mit englischen, französischen, spanischen, portugiesischen, bremischen, hamburgischen ꝛc. Flaggen, vermisse aber wehmüthig auch die deutsche. Alles auch nur oberflächlich anzuschauen, währt mir zu lange, denn auch für mich ist time-money (Zeit ist Geld), und ich eile darum von hier fort um meine Geschäfte abzumachen. Ich will schnell an jenem riesigen Kaffeehause vorbei, aber einer meiner sich so nennenden Freunde steht bereits an der Thüre und raunt mir zu; Come in, Sir, we drink one! (Komm herbei, wir trinken Eins!) Ich kann nicht anders, ich muß, will ich nicht verletzen, dem Rufe folgen, und im Nu sind ein,

zwei, drei, vier Gläser getrunken, denn der Freund traktirt mich, ich muß ihn traktiren ꝛc. Ehe ich mich umsehe, sind schon wieder einige Andere zum Trinken mit mir bereit und ich bin froh, daß ich mit dreimaligem Traktiren von 10 Personen à 10 Cent = 3 Dollars glücklich durchkomme. Es wird noch eine Havannah-Cigarre à 10 Cents zwischen die Zähne gesteckt und fort geht's.

Die Geschäfte bei dem Großisten, in dessen großartigem Waarenlager sich unter 10 zum Bedienen erforderlichen Personen auch nicht eine befindet, welche französisch, viel weniger, welche deutsch spricht, die in der Großerie, bei meinem Buchhändler (Deutscher) ꝛc., werden schnell abgemacht. Ich gehe weiter. Aber siehe! Auf dem Wege sehe ich an jener mir wohlbekannten Straßenecke eine Anzahl Schwarze (Negroes) stehen. Ich bin neugierig, was sie wohl in ihren Körben feil bieten und schau mal! es sind herrliche Blumensträuße mit wohlriechenden Veilchen untermischt. Ihr köstlicher Geruch und die Sorgfalt, mit der die Sträuße geordnet und gebunden sind, lockt mich an und trotz der 75 Cents, welche für einen solchen gefordert werden, eigne ich mir einen für 50 Cents als Eigenthum für meine andere Hälfte zu. Stolz wie ein König ob dieses Geschenks des Frühlings, schlendere ich vorwärts, um mich zur Heimkehr anzuschicken. Ich habe aber weit und mein Magen macht seine Rechte geltend, die Sonne drückt außerdem und trotz meines sehr leichten Sommerrocks und meiner weißen Hose bin ich vom Schweiße naß. Ich sehe auf meine Uhr und, potz Welt! der Zeiger ist nahe an 11 Uhr. Ich erinnere mich, in den Zeitungen eine mit vielem Pompe angekündigte Anzeige gelesen zu haben, wo der beste Lunch zu haben ist. Ich bin in der Nähe des Kaffeehauses. Es ist eine Dime- (10 Cents) Haus. Ich trete ein und eine kräftige Schildkrötensuppe dunstet mir entgegen, dabei sehe ich frische grüne Erbsen als Gemüse und verschiedene Braten in colossalen Gestalten. Ich lasse mir's wohlschmecken, nehme ein Glas ausgezeichneten Punsches

zu mir, zahle meine 10 schuldigen Cents; plaudere noch über das Neueste in der Geschäfts- und politischen Welt und vor zwölf Uhr bin ich schon wieder auf dem Wege zum Depot der Dampfwägen, um mit diesen weiter die Straßen zu durcheilen. An der Ecke werde ich noch durch eine Boxerei zwischen zwei Engländern aufgehalten. Die Kerle schlagen und stoßen so auf einander los, daß beide vom Blute aus dem Halse triefen. Eine Menge Zuschauer ist um sie versammelt, aber nicht Einer unter ihnen wagt es, ein abmahnendes Wort hervorzubringen, weil man fürchtet, beide würden dann gemeinsam ihre blutigen Fäuste gegen einen solchen richten. Da ich diesen Gebrauch aus früherer Erfahrung weiß, so gehe auch ich meines Weges. Ich habe nicht genau auf den Weg Acht gegeben, weil ich an einer anderen Ecke noch zwei Irländern zugeschaut, die sich in ihrer Wuth buchstäblich gegenseitig ein Ohr so abgebissen haben, daß die Fetzen herabhängen und frage darum einen Mann, den ich dem Aeußeren nach für einen Deutschen halten mußte, nach der N. Straße. Er erwidert mir: I can not understand you (Ich kann Dich nicht verstehen). Und, indem ich ihn auf englisch frage, kommt einer meiner Bekannten dazu und fragt: Wath is the matter (Was gibt's)? Unterdeß macht sich der zuerst Angeredete aus dem Staube und Letzterer sagt mir nun: Du hast Dich nicht geirrt. Der Kerl ist allerdings ein Deutscher. Er ist kaum 10 Jahre hier, schämt sich indeß seiner Muttersprache und will sich das Ansehen eines native (Eingebornen) geben. Pfui der Schande! spricht er weiter, zeigt mich zurecht und ich gehe dem Dampfwagen-Depot zu. Da der Wagen im Begriffe steht, abzugehen, so kümmere ich mich wenig um meine Umgebung und nehme Platz. Aber, o Unstern, ich bin in den für Farbige abgesonderten Waggon gerathen. Man gafft mich an und ich weiß erst nicht, warum das geschieht, bis der mir das Ticket abnehmende Conducteur sagt: That is the waggon for selaves and negros, but not for the white man (dieser Waggon ist für Sklaven und Neger,

aber nicht für für weiße Leute!) Ich muß wohl oder übel meinen Platz mit dem in einem andern Waggon vertauschen und rücke somit rasch meinem Stadtviertel zu. Ein Bursche hat sich mit einem Pack noch nasser Zeitungen in den Wagen zu schaffen gewußt und schreit unaufhörlich: Daily news, Picayoune etc. (Namen von Zeitungen) my gentleman! Ich kaufe auch eine Nummer für 5 Cents, in der ich zuerst die europäischen Neuigkeiten durchmustere. Unterdeß bin ich dem meiner Wohnung zunächstgelegenen Depot nahe. Ich steige aus und treffe auf dem Wege einen armen Teufel an. Ich spreche zu ihm englisch, um nicht wieder fehl zu gehen. Er schüttelt den Kopf. Ich fange französisch an; er schüttelt nochmals. Nun, denke ich, er ist wohl trotz seines sonderbaren Aussehens ein Deutscher! Ich rede also deutsch zu ihm und da sagt er mir: Yes Sir, ich bin ein Deutscher. Er erzählt mir nun viel von seinen Schicksalen und verwünscht die Stunde in der er — den Gedanken gefaßt habe, hierher zu kommen, da er trotz Geschick, Lust und Willen bis jetzt nicht habe Arbeit finden können, um sich ehrlich durchzuschlagen. Es sei ihm freilich schon öfter Arbeit angeboten worden, aber aus Mangel an Kenntniß der Sprache habe man ihn abgewiesen. Ich drücke ihm einen Dollar in die Hand, gebe ihm noch eine Anweisung, wie er sich zum Humbug verstehen, sein Yes und No anwenden müsse, dabei das Wörtchen Sir nicht vergessen dürfe, und gehe dann herzlich ermüdet zu den Meinen zurück, bei denen ich nach 3 Uhr wieder eintreffe.

Hier warten Frau und Kinder bereits mit einem nahrhaften Mittagsmahle (4 Uhr ist ja die Zeit for dinner), bestehend aus Krepssuppe, Rindfleisch, gerösteten Kartoffeln und ein treffliches Kalbsnierenstück, zu dem ein wohlschmeckender Salat aus Sellerieblättern trefflich mundet. Ich setze mich zu Tische, aber die Schwüle der Luft hat unser Zimmer bereits mit einer Unsumme von Moskiten gesegnet, und den Fächer in der rechten, die

Linken, nehme ich mein Mahl, froh, etwas Zeit zu gewinnen, um mit der Rechten mein Fleisch zertheilen zu können. Eine Tasse Kaffee macht den Schluß. Ich lege mich nun, um vor den lästigen Moskiten gesichert zu sein, etwa eine halbe Stunde in mein Bett unter den Moskitobauer, damit meine Glieder etwas ausruhen, stehe dann auf, sehe im Geschäfte nach, was sich da etwa Neues zugetragen hat, und lade gegen 5 Uhr meine Frau zu einem mäßigen Spaziergange am Missisippi ein. Diese ist bald gerüstet, nimmt unsere Kinder an die Hand und bald haben wir seine Ufer erreicht. Hier sind wir denn doch endlich von den Moskiten fast ganz erlöst, denn der Zug, den der bedeutende Fluß verursacht, behagt ihnen nicht. Wir haben unsere Freude an dem Leben auf demselben, denn ein kolossales Dampfboot folgt dem Andern aufwärts und abwärts. Hier sind Nachen, dort Schooner, dort Flattboote zu sehen, dort Segelboote mit großen und kleinen Segeln. Keinem fehlt das amerikanische Sternenbanner. Die Sonne ist im Untergehen begriffen und feurig malt sich im unermeßlichen Raume der westliche Horizont. Dieser Anblick ist wahrhaft bezaubernd. Die Fernansicht beschränkt sich mehr und mehr und die auflodernden Flammen auf den nicht allzufernen Prairieen des jenseitigen Ufers des so sehr breiten Flusses bieten sich den Blicken dar.

Unser Weg führt uns an einer solchen Stätte vorbei, wo Flattboote abgebrochen und das Holz derselben zu den verschiedenen menschlichen Zwecken abgesondert und zubereitet wird. Einige Mädchen und Knaben sind noch beschäftigt, sich hier die Späne zur morgigen Feuerung zusammenzulesen, was sie ohne Anstand thun dürfen. Weiter unten am nahen Flusse gewahren wir noch einige Deutsche, welche die Baumstämme, die sie am Missisippi gefischt und dann zersägt und gespalten haben, in eine Art Klafter zum Trocknen und späteren Verkaufe zurechtlegen. Grüßend gehen wir an ihnen vorüber, werfen einen sehnsüchtigen Blick nach der dem Westen entgegengesetzten Seite, wo jetzt

erst kaum die Stunde der Mittagsmahlzeit vorüber ist und vielleicht Alles vor Kälte starrt; machen noch Vergleiche, wie wenig schön es doch an den Ufern des Missisippi im Vergleiche zu denen des Vaters Rhein ist, und gehen halb wehmüthig unserer Behausung zu, wo bereits der unvermeidliche Thee mit einigem Fleische unserer harret. Wir setzen uns noch ein Stündchen unter das Shade (über den Fußweg verlängertes Dach) vor unserm Hause. Ich rauche noch eine Cigarre, schaukle meine kleinste Tochter auf dem Schooße, indeß meine Frau mit den andern Kindern nach deutscher Sitte die Zeit durch weibliche Handarbeiten ausfüllt. Wir ziehen uns endlich zurück und suchen die zur Erquickung dienende Schlafstätte auf. Etwa gegen 11 Uhr erhebt sich der Wind. Er kommt aus Norden und bringt auf die schwülen Tage eine plötzlich sehr überraschende Abkühlung, an Kälte grenzend. Reichte bisher eine leichte Decke auf dem Bette völlig aus, so muß nun rasch zu einer dicken gegriffen werden, denn meine Wohnung ist gleichfalls nur aus Flattbooten zusammengenagelt, obgleich sie sich von Außen ziemlich stattlich ausnimmt und monatlich 40 fl. nach rheinischem Gelde Miethe kostet. Die Wände lassen zu sehr die Winde durchziehen und ich bin nicht im Stande, dieselben zu erwärmen, obgleich es mir an Kaminen und am Holze nicht gebricht. Es wird also tüchtig unter die Decke gekrochen. Rollen des Donners, dem das Leuchten der Blitze vorangeht, und ein tüchtiger Regen, der auf den hölzernen Dächern in der Stille der Nacht einen wahren Höllenlärm verursacht, stellen sich ein. Ich freue mich dennoch desselben, denn meine Zisterne, in der ich durch angebrachte Röhren und Rinnen das Regenwasser für meine häuslichen Bedürfnisse auffange, und welches bei Weitem besser ist, als das schmutzige Wasser des Missisippi, war fast leer. Endlich schlafe ich ein und überlasse dem die weitere Sorge für die Meinen und mich, der aller Sterblichen Schicksale nach weiser Vaterliebe lenkt und leitet.

9. Der Krieg.

Als nun vor etwa 92 Jahren die nordamerikanischen Freistaaten sich ihre Unabhängigkeit errungen hatten, ging ihr vorzüglichstes Augenmerk dahin, eine Verfassung zu begründen, durch welche nicht allein die Freiheit und Unabhängigkeit jedes einzelnen Bürgers vollständig gesichert, sondern durch welche es auch möglich werden sollte, die Bewohner anderer Staaten und Länder zu veranlassen, hier ihre Wohnsitze aufzuschlagen. Die Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe waren für viele das Lockende, so daß innerhalb der 92 Jahre, seit welcher die Vereinigten Staaten bestehen, die Zahl der Einwohner sich von etwa 4 Millionen auf die Höhe von fast 34 Millionen vermehrt haben. Nirgends in der Welt hatte der arbeitsame und kräftige Mensch bessere Aussicht, sich in kurzer Zeit Vermögen zu erwerben, aber auch nur dieses. Kunst und Wissenschaft, ein höherer, durch feine Bildung gewürzter Verkehr, mit einem Worte ein edlerer Lebensgenuß sind hier sehr schwer, vielleicht nie zu erreichen. Aber eben dadurch, daß viele Einwanderer zu Vermögen und Ansehen gelangten, ward die Eifersüchtelei der sogenannten Natives (Eingebornen), welche sich bis auf den heutigen Tag für die Bevorzugten halten, rege. Sie verbanden sich und suchten es dahin zu bringen, daß der Eingewanderte das Recht der freien Niederlassung und der Freiheit der Gewerbe nicht mehr behalte. Dazu gesellte sich das Streben, einen Präsidenten, der diese Ansicht vertreten sollte, durchzubringen. Auch eine andere Art von Eifersüchtelei, die schon Jahre lang gewährt, war diese: In den meisten der nördlichen Staaten war es die freie Arbeit, durch welche sich diese emporschwangen, in den südlichen die unfreie, d. i. die Arbeit durch Sklaven. Der Norden verzehnfachte die Zahl seiner freien Arbeiter, indeß der Süden die Zahl seiner Bewohner wegen der unfreien Arbeit nur verfünffachen konnte. Diese Eifersüchtelei nun barg vielfachen Zündstoff und es bedurfte nur eines leisen Anstoßes, um das Feuer des Bruderkrieges sich entzünden zu

sehen. Dazu gesellte sich noch, daß dem Yankee des Nordens in allen Beziehungen des Lebens durch den freien Arbeiter Schranken gezogen wurden, welche im Süden nicht aufkommen konnten, weil dort der größere Theil der Arbeit von Sklaven vollzogen ward, welche blind gehorchen mußten und sich am Stimmkasten nicht sehen lassen durften, da nur der Weiße für jene die Stimme abgeben durfte, die aber nur für den Weißen zählte. Als nun bei der letzten Präsidentenwahl die sogenannten Republikaner ihren Candidaten gegen die Demokraten und Natives durchsetzten, so lag der Ausbruch des Krieges sehr nahe. Die nächste Folge dieser verschiedenen Gährungen, welche vorstehend kurz angedeutet sind, war, daß sich folgende Staaten vom Norden förmlich lossagten: Süd-Carolina (10. Dezember 60), Mississippi (8. Jan. 61), Florida (10. Jan. 61), Alabama (11. Jan. 61), Georgia (19. Jan. 61), Louisiana (26. Jan. 61), Texas (1. Febr. 61), Virginien (2. April 61) mit Ausnahme von West-Virginien, Arkansas (6. Mai 61), Nord-Carolina (20. Mai 61) und Tennessee (8. Juni 61). Sie wollten unter eigenem Präsidenten eine eigene Conföderation bilden. Im Norden war man über diesen Abfall verschiedener Ansicht. Ein Theil war geneigt, die erwähnten Staaten unter Umständen ausscheiden zu lassen, ein anderer wollte den Süden nicht freilassen, vielmehr ihn durch den äußersten Kampf bei der Union erhalten wissen, ein dritter wünschte heimlich dem Süden den Sieg und eine Unterjochung des Nordens durch den Süden. Als darum am 12. April 1861 die Südländer den Kampf begannen, indem sie das den Hafen von Charleston in Süd-Carolina beherrschende, von Vereinigten Staaten-Truppen besetzte Fort Sumpter beschossen und einnahmen, stutzte man nach den verschiedenen Standpunkten, die vorhin angegeben, im Norden. Dieser war darum gezwungen, zum Schwerte zu greifen. Präsident Lincoln glaubte, mit 75,000 Mann Freiwilligen, am 15. April 1861 zusammengerufen, den Süden zu unterwerfen. Er irrte sich, denn nur einige Vortheile wurden 1861 v

Missouri gemacht. Die Südländer gewannen in Virginien am 21. Juli die Schlacht bei Bull-Run. Weitere Dinge von Bedeutung fielen 1861 nicht mehr vor. Im Frühjahr 1862 errang der Norden einige Vortheile. Die Südländer wurden aus Missouri vertrieben, ein Theil Virginiens, fast ganz Kentucky und Tennessee wurden vom Norden besetzt, die Forts Henri und Donalson wurden erobert, New-Orleans in Louisiana und Norfolk in Virginien genommen. Mac-Clellan's Angriff auf Richmond wurde vom Süden abgeschlagen, die Truppen des Nordens im August (29. und 30.) von den Ufern des Rapidan bis in die Nähe von Washington zurückgedrängt, und erst durch die Schlacht von Antietam am 17. Dezember wurden die Südländer auf das rechte Ufer des Potomac zurückzugehen veranlaßt. Während des Winters 62 und des Frühlings 63 schwankte das Kriegsglück hin und her. Seit dem Anfange des Monats Juli hatte indeß der Norden solche Siege errungen, daß endlich ein günstiger Ausgang des Krieges für den Norden mit Sicherheit erwartet werden konnte. Während 1864 kam der Norden noch einmal in Nachtheil, aber 1865 gelang es endlich, die Städte Charleston und Richmond zu nehmen, das Heer unter Lee zum Capituliren und die meisten übrigen südlichen Generäle zur Unterwerfung zu zwingen, so daß sich der Süden zum Frieden bequemen und die Bedingungen des Nordens annehmen mußte. Diese sind nicht drückend ausgefallen, da Norden wie Süden sich nach Frieden sehnten. Die Macht der Sklavenhalter ist wohl auf immer gebrochen und die Sklaverei unhaltbar geworden. Die Ermordung Lincolns am 14. April 65 hat keine weitere Störung verursacht, da der Präsident Johnson energisch die Herstellung fester Verhältnisse betrieb, freilich auch manchen Fehlgriff that. Die jüngste Wahl des Präsidenten Grant berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, da dieser Mann über den Parteien steht. Ihm ist schon manches Schätzbare gelungen.

Dieser Bruderkrieg hat Scenen im Gefolge gehabt, wie kaum ein anderer. Er wurde mit einer gegenseitigen

Erbitterung geführt, die ihres Gleichen in der Weltgeschichte kaum kennt. In der kurzen Zeit von 1861 bis 1865 standen sich weit über 4 Millionen Kämpfer gegenüber, von denen bereits die größte Anzahl für immer kampfunfähig geworden ist. An Geld hat derselbe über 6000 Millionen Dollars verschlungen, eine solch' große Summe, daß sie uns in Erstaunen setzen muß. Es bleibt uns kaum begreiflich, wie es möglich war, dieselbe in so kurzer Zeit zu erschwingen, da das europäische Steuerwesen dort nie in Geltung war, nun aber längst hat eingeführt werden müssen. Von den vielen zerstörten Dörfern, Städten, Weilern ꝛc. zu schweigen. Dennoch erhebt sich Staat und Volk zu freundlicher Blüthe.

Welches waren denn aber die Erfolge für den Norden? — Außer zahlreichen Küstenplätzen am atlantischen Meere hat der Norden die zweifelhaften Staaten Maryland und Missouri vollständig, die besonders feindlichen Staaten Virginien, Kentucky und Tennessee theilweise, von den durchaus feindlichen Staaten Arkansas, Mississippi und Louisiana sehr ansehnliche Strecken in seine Gewalt gebracht. Es umfassen die Gebiete viele Tausende deutscher Quadratmeilen, einen Raum, der größer ist als Deutschland, Frankreich und Italien zusammen, so daß der Süden endlich unterliegen mußte.

Um von den Anführern ein Wort zu sagen, so waren nicht tüchtig die Generale Mac-Dowel, Pope, Burnside und Hooker; gut hielten sich Mac-Clellan, Banks u. a. Die Generale Rosenkranz, Grant, Meade und Shermann auf Seite des Nordens; die Generale Beauregard, Jonston, Stoneval Jacson, Lee, Aschby und Stuart, beide letzteren Reiteranführer auf Seite des Südens, werden in der Kriegsgeschichte dauernden Ruhm behaupten.

Unsere deutsche Nationalität vermag sich trotz aller Vorzüge noch nicht emporzuschwingen, aus Gründen, die bereits angedeutet sind. So lange man den Deutschen nöthig hat, ist er Bruder, z. B. beim Stimmen ꝛc. Ist die Zeit der Gefahr vorüber oder hat der Yankee seinen Zweck erreicht, so

erschallt wieder das damned Dutchmann und der Ton schlägt wieder in den der Verächtlichkeit über. Ob das sich je bessern wird?! Vielleicht gelingt es Grant, hier das Bessere zu treffen.

War nun selbst während der schönsten Zeit des Friedens gar mancher Europäer zu beklagen, wenn der Drang der Verhältnisse ihn über den Ocean trieb, so ist das jetzt bei Weitem schlimmer, denn er findet nun dort das lange nicht mehr, was er früher mit Sicherheit erwarten konnte: Frieden, Ruhe und Freiheit von der Conscription. Auch das öffentliche Leben und die Gewerbe ꝛc. sind eben anders geworden, denn der Kampf und die Erfordernisse desselben bildeten lange den Inhalt, während es früher die Geschäfte des Friedens waren, denen man sich hingab. Nach und nach kehrt solche Zeit wohl wieder, auf die alle Besseren mit Sehnsucht warten. Dazu drückende Steuern. — Freilich ist das sogenannte Heimstättengesetz durchgegangen, d. h. jeder Einwanderer kann, wenn er die Erklärung abgegeben hat, Bürger werden zu wollen, 160 Morgen Landes gegen die geringe Abgabe von 10 Dollars und einen Kaufpreis von 1 Dollar 25 Cents für den Morgen als Eigenthum erhalten, falls er ein Haus darauf stellt und das Land theilweise anbaut; allein dieses Land befindet sich im fernen Westen, die Reisekosten sind hoch und das Leben eines solchen Ansiedlers ist sehr hart. Unmöglich kann ein denkender Mensch sich dazu verstehen, hier eine Heimat zu gründen, das alte Vaterland müßte ihn sonst mit Gewalt von sich stoßen.

Jetzt, nach der Beendigung des Krieges und der Neuwahl Grant's, gestalten sich die Verhältnisse besser; ob aber nun schon die Verhältnisse zum Auswandern rathen, läßt sich noch nicht bestimmen, zumal besonders in Deutschland, der Schweiz ꝛc. selbst der geringste Taglöhner jetzt bei Weitem mehr verdienen kann und verdient, als ehedem, und in Ruhe und Sicherheit mit den Seinen leben kann. Seien wir also verständige Beobachter, und wer dann seinen Beschluß reiflich gefaßt hat, handle mit Ueberlegung.

☛ Von dem Verfasser der vorliegenden Schrift sind noch folgende erziehliche Volksschriften erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichtes. Mainz. Verlag von Victor von Zabern. 13 Bogen gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. S. W. Das ganze Gebiet der Erziehung und des Unterrichtes ist in dieser Schrift in einfach verständlicher Sprache in 25 Aufsätzen besprochen.

Ueber Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts in Briefen. Mannheim. Verlag von J. Bensheimer. 9 Bogen gr. 8. Preis 42 kr. S. W. In unserer Zeit, in der man die Wichtigkeit der Erziehung und des Unterrichts des weiblichen Geschlechts zu würdigen weiß, dürfte diese Schrift besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Ergebnisse der Berathungen über volksthümliche Erziehung und volksthümlichen Unterricht in der Gemeinde Sorgenheim. Zweite Auflage. Kaiserslautern. Verlag von J. J. Tascher. 14 Bogen gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. S. W. Ein jedem denkenden Deutschen zu empfehlendes Buch, da in ihm das ganze Gebiet der Erziehung und des Unterrichts volksthümlich besprochen ist.

In aller Kürze wird von dem Verfasser dieser Schrift im Selbstverlage in

sechster Auflage

erscheinen: **Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal** oder Andeutungen, durch welche Mittel es Friedensthal dahin brachte, daß daselbst Wohlstand und Zufriedenheit herrscht. Dem Verfasser ist es darum zu thun, ein Schärflein zur Lösung der so wichtigen Frage: „Wie kann es besser werden?" beizutragen. Nach seinen vielfachen Erfahrungen wird es nur dann in den Staaten besser, wenn es in den einzelnen Familien, Gemeinden ꝛc. besser geworden sein wird. In seinem Friedensthale sucht er die Gründung und Beförderung solchen Zustandes gewissermaßen aus dem Leben für das Leben zu veranschaulichen. Den Anstalten zur Begründung des geistigen Wohles fügt er die für materielles hinzu. Freunde wahrhaft zufrieden stellender Zustände wollen sich der Verbreitung des Buches gütigst annehmen.

Sämmtliche Schriften des Verfassers fanden bis jetzt eine sehr freundliche Aufnahme und vielfache Verbreitung. Es bleibt zu hoffen, daß sie dieselbe auch in Zukunft finden.

Druck von C. Junker in Wien.

☛ Von dem Verfasser der vorliegenden Schrift sind noch folgende erziehliche Volksschriften erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Aufsätze für Freunde der Erziehung und des Unterrichtes. Mainz. Verlag von Victor von Zabern. 13 Bogen gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. S. W. Das ganze Gebiet der Erziehung und des Unterrichtes ist in dieser Schrift in einfach verständlicher Sprache in 25 Aufsätzen besprochen.

Ueber Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts in Briefen. Mannheim. Verlag von J. Bensheimer. 9 Bogen gr. 8. Preis 42 kr. S. W. In unserer Zeit, in der man die Wichtigkeit der Erziehung und des Unterrichts des weiblichen Geschlechts zu würdigen weiß, dürfte diese Schrift besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Ergebnisse der Berathungen über volksthümliche Erziehung und volksthümlichen Unterricht in der Gemeinde Sorgenheim. Zweite Auflage. Kaiserslautern. Verlag von J. J. Tascher. 14 Bogen gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr. S. W. Ein jedem denkenden Deutschen zu empfehlendes Buch, da in ihm das ganze Gebiet der Erziehung und des Unterrichts volksthümlich besprochen ist.

In aller Kürze wird von dem Verfasser dieser Schrift im Selbstverlage in

sechster Auflage

erscheinen: **Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal** oder Andeutungen, durch welche Mittel es Friedensthal dahin brachte, daß daselbst Wohlstand und Zufriedenheit herrscht. Dem Verfasser ist es darum zu thun, ein Schärflein zur Lösung der so wichtigen Frage: „Wie kann es besser werden?“ beizutragen. Nach seinen vielfachen Erfahrungen wird es nur dann in den Staaten besser, wenn es in den einzelnen Familien, Gemeinden ꝛc. besser geworden sein wird. In seinem Friedensthale sucht er die Gründung und Beförderung solchen Zustandes gewissermaßen aus dem Leben für das Leben zu veranschaulichen. Den . astalten zur Begründung des geistigen Wohles fügt er die für materielles hinzu. Freunde wahrhaft zufrieden stellender Zustände wollen sich der Verbreitung des Buches gütigst annehmen.

Sämmtliche Schriften des Verfassers fanden bis jetzt eine sehr freundliche Aufnahme und vielfache Verbreitung. Es bleibt zu hoffen, daß sie dieselbe auch in Zukunft finden.

Druck von C. Zaehen in Wien.